

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 19.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(18. Fortsetzung.)

Nachdem die Herren noch über manche andere ihnen am Herzen liegende Frage, die im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle spielte, ihre Meinung ausgetauscht hatten, kamen sie auch auf die vor der Tür stehende Reichstagswahl zu sprechen.

Der Domherr war voller Zuversicht auf einen großen Erfolg seiner Partei in ganz Deutschland. Der Konsistorialrat dagegen gab seinem Unbehagen über die fatale Stellung, in welcher sich die protestantische Geistlichkeit befinde, unverholenen Ausdruck.

„Unser Herz,“ sagte er, „zieht uns an die Seite des katholischen Klerus. Wenn es irgendwo in der Welt natürliche Bundesgenossen gibt, so sind wir es. Leider ist nur zu offenem Bündnis die Zeit noch nicht gekommen.“

Der Domherr lächelte.

„Freilich nicht. Würden keine Heeresfolge finden, die bereinst protestantischen Priester, welche tapfer genug wären, in den Schoß der römischen Kirche zurückzukehren. Könnte auch ruhig fortbestehen, das Gebäude der evangelischen Kirche, verwaltet durch Geistliche, deren Herz,“ er lächelte wieder — der Konsistorialrat bemerkte es und warf dazwischen: „Façon de parler — sagen wir: deren Kopf!“ Der Domherr nickte: „Eh bien! deren Kopf also römisch-katolisch ist, während ihr Ornat protestantisch geblieben ist. Wenn nur nicht die Nüchternheit des protestantischen Nitus die Einfachheit und Verständlichkeit der protestantischen Traditionen die Macht der evangelischen Kirche über die Gemüter des Volkes schließlich ganz zunichte machen müßte. Hat der Religion die Art an die Wurzel gelegt, euer wittenberger Augustiner, als er sich unterging, die Kirche zu reformiren, der gesamten christlichen Religion und nicht dem römischen Unwesen, wie er meinte.“

Der Konsistorialrat zuckte die Achseln.

„Geschene Dinge sind nicht ungeschene zu machen. Ueberdies hat die Reformation der katholischen Kirche den unermesslich großen Dienst erwiesen, sie aufzurütteln und zu zwingen, all die ungeheure Kraft, welche in ihren den Verstand der stupiden Menge in unlösliche Fesseln schlagenden Traditionen und in ihrem Gemüthsberauschenden Ceremonial geborgen liegt, zu entfesseln, und die großartige hierarchische Maschinerie zu höchster Aktionsfähigkeit zu vervollkommen. Wie der weltliche Despotismus nicht leben kann ohne Revolutionen, so kann die Religion nicht bestehen ohne Kezerei und Schisma. Nur aus dem Kampfe erblüht das Leben, Herr Bruder, seien wir darum dem gewaltigen Mönche von Wittenberg dankbar — im Namen des römisch-katholischen Christentums,

in dessen Schatten und Schutz vielleicht schon über ein kleines alle zurückkehren werden, welche nicht alles verlieren wollen, was überhanpt Religion heißt.“

„Wird Ihre Partei in dem buchensfelder Wahlkreise einen eigenen Kandidaten aufstellen?“ fragte der Domherr, indem er zu dem Thema zurückkehrte, dessen praktische Wichtigkeit ihn weit mehr fesselte, als die Zukunftsmusik der letzten Rede des Konsistorialrats.

„Sie wissen, daß mein Rat entscheidet. Ich werde raten, was wir gemeinschaftlich für gut befinden. Sie sind über die Stimmung in jenem Wahlkreise weitaus besser unterrichtet als ich. Hat Ihr Kandidat Chancen?“

„Unser Kandidat muß siegen, gleichviel ob er von vornherein Chancen hat oder nicht. Die katolische Bevölkerung ist, wie Sie wissen, in jenem Wahlbezirke ziemlich zahlreich. Allein aber kann sie uns den Sieg umsoweniger sichern, als ein Teil aus Beamten besteht, die von der Regierung und aus Handwerkern und Arbeitern, die vom Fürsten Waldkirch abhängen und der wie sie wissen, selber kandidirt. Hätte unsre Kandidatur im ersten Wahlgange nur einen Gegner, so wäre unsre Niederlage zweifellos, selbst wenn dieser eine Gegner der Kandidat der Arbeiterpartei wäre.“

„Der Arbeiterpartei?“ fragte der Konsistorialrat. „Sind die Arbeiter im Kreise Buchensfelds wirklich verwegener genug, einen eignen Kandidaten aufzustellen?“

„Sicherlich. Einen Schuhmacher, der sich seit einem Jahre in Buchensfelds niedergelassen hat. Ein Mensch, der sich als Handwerksburche und Agitator durch die halbe Kulturwelt geschlagen und unterwegs allen Respekt vor geistlicher und weltlicher Herrschaft verloren hat. Und diese Kandidatur ist keineswegs die ungeschickteste. Alle Hungerleider im Bezirk sind ihre offenen oder heimlichen Gönner. Daß die Arbeiterpartei die Partei der Hungerigen und die der Arbeitnehmer ist, daraus läßt sich ein respektables Kapital schlagen. Der Bauer, der sich mit Brot und Kartoffeln den Bauch füllt, zückt sich mit Stolz zu den Satten, der Handwerker, der Lehrlinge oder Gesellen für sich frohnen läßt, füllt sich als Arbeitgeber und erträumt sich eine Fabrikantenzukunft. Wenn man darum sagt, daß sie zu der reaktionären Masse gehören, welche die sozial-politisch radikalen Arbeiter befeinden, so schlagen sie an ihre Brust und danken dem Himmel, daß sie nicht sind, wie jene Böllner. Das Kapitalisiren dieses Dünkels ist das Geschäft der Kapitalistenpartei — der Liberalen. Deren Kandidat im buchensfelder Kreise ist ein Jurist — ein Kreisgerichts-

Assessor — der Mann ist, was man gemäßigt-liberal nennt, dabei ein enragierter Freihändler aus der Schule von Foucher und Max Wirth. Der Mann hat im Grunde die meisten Chancen — in den Städten erhielt er sicher die meisten Stimmen, auf dem Lande stimmen Fabrikanten und Gutsbesitzer mit ihrem Anlange gleichfalls in großer Zahl für ihn. Um ihn ungefährlich zu machen, haben wir ihn in unserer Presse schon seit langem als braven, in seines Herzens Grunde religiösen und königstreuen Mann gepriesen, den wir als ehrlichen und achtungswerten Gegner hochschätzen. Das hat bereits die linksliberalen Elemente jener Partei stutzig gemacht, und es beginnt sich die Meinung Bahn zu brechen, die Partei brauche als Reichstagskandidaten einen Mann, der ein echter Fortschrittler und von der Regierung ganz unabhängig sei. Diese Bewegung muß unterstützt werden, so daß an Stelle des Assessors entweder ein Fortschrittler oder, was noch besser wäre, ein solcher neben jenem für die Reichstagswahl aufgestellt würde. Wenn Ihr Einfluß in die bezüglichen Kreise reichte, Herr Bruder — —

Der Domherr hielt inne und schaute dem Konsistorialrat ins Gesicht.

Der Konsistorialrat lächelte.

„Es soll also vermieden werden, daß der Assessor in eine Stichwahl kommt?“

„Gewiß. Wir brauchen eine Stichwahl zwischen uns und einem Fortschrittler oder dem Fürsten. In beiden Fällen ist der Sieg unser. Den Fortschrittler wälen außer den Seinen höchstens noch die Arbeiter, aber auch von diesen nur ein Teil. Ein anderer enthält sich in unversöhnlichem Ingrimm über die reaktionäre Masse der Abstimmung, und ein dritter und letzter Teil stimmt lieber für den Ultramontanen. Daß die Freikonservativen zehnmal eher einem katholischen Priester als einem Epigonen der Demokratie von 48 ihre Stimmen geben, bedarf keines Wortes. Die Rechtsliberalen denken und handeln ähnlich, und sie sind auch die einzigen, welche im Falle der Wahl zwischen dem Fürsten und unserem Kandidaten den ersteren wälen. Ueberhaupt ist der Fürst derjenige Kandidat, welcher nur im ersten Wahlgange siegen kann und in jedem folgenden unfehlbar durchfallen muß. Seinen Sieg bei der ersten Wahl würde nun die Aufstellung eines altkonservativen Kandidaten gänzlich unmöglich machen. Wenn Sie unserer im Grunde doch gemeinsamen Sache also einen großen Dienst leisten wollen, so sorgen Sie für eine hochkonservative Kandidatur und eine fortschrittliche.“

Der Konsistorialrat neigte lächelnden Antlitzes sein Haupt.

„Die konservative Kandidatur kann ich Ihnen zusichern, Herr Bruder. Für die fortschrittliche will ich mich bemühen — —“

Er hielt tief nachdenkend inne.

„In B. hat die fortschrittliche Bewegung ihren Hauptquell in den Vereinigungen der jüngeren Handelswelt. Außerdem regt sich gegenwärtig auch wieder politisches Leben in studentischen und Privatdozentenkreisen. Mit beiden habe ich direkt und indirekt Fühlung — —“

Der Domherr nickte sichtlich befriedigt.

„Wo Sie Fühlung haben, Herr Bruder,“ sagte er, „herrscht auch Ihr überlegener Geist.“

Der Konsistorialrat lehnte das Kompliment nicht ab.

„Es ist eine Aufgabe, die weit außerhalb des Bereiches meiner gewonten Tätigkeit liegt. Indessen — sie reizt mich. Und ich sehe ein, daß ihre Lösung für den Ausfall der Wahl im buchensfelder Kreise von entscheidender Bedeutung werden kann — —“

„Werden muß.“

„Gut! Ich übernehme sie. Gebieten Sie über direkte oder heimliche Verbindungen in fortschrittlichen Kreisen?“

„Unser Anwalt hat in jenem Bezirke Kollegen und Klienten, die sich Fortschrittler nennen — —“

„Ihr Anwalt? Ah — — Wenn mir recht ist, hatte ich ihn im Verkehr mit einem gewissen Specht gesehen, der sich neuestens in der Nähe von Buchensfelds niedergelassen hat.“

„Specht — in der Tat — der Baupekulant, vorläufig vermutlich von verschwindend geringem Einflusse dort und politisch indifferent.“

„Alle politisch Indifferenten metamorphosiren sich leicht in Liberale mit mäßig oppositionellen Velleitäten und sind dabei am ehesten geeignet, Einfluß zu gewinnen bei der selbst beständig schwankenden, im tiefsten Grunde allezeit gesinnungslosen Menge. Wenn Ihr Anwalt seiner sicher wäre, so könnte man ihn für den liberalen Vrei im buchensfelder Kreise als Gärungserreger nützen.“

„Reife sich vielleicht dazu an. Will sehen.“

Der Domherr schien auf weitere Auseinandersetzungen des Konsistorialrats über denselben Unterhandlungsgegenstand zu rechnen. Der Konsistorialrat sah nachsinnend wie vorher vor sich hin. Dann begann er:

„Sie werden mich verbinden und unsere gemeinsame Sache fördern, wenn Sie Ihren Anwalt veranlassen, mich morgen Vormittag zu besuchen.“

„Nichts leichter als das. Der mehr als gewöhnlich schlaue Jurist ist übrigens ein Epitüräer in des Wortes sybaritischster Bedeutung. Er ist unser Freund, weil er dabei seine Rechnung findet, besser als irgendwo sonst.“

„Austern und Champagner bilden also den Schlüssel zu seiner Seele?“

„Wenn er nicht Ursache hat, seine Seele unter einem Extraver-schluß zu halten — gewiß.“

„Nun, Herr Bruder — Sie deuten dem Herrn Anwalt vielleicht an, daß mein Keller und meine Vorratskammer zu seiner Verfügung stehen und daß es mir gegenüber keines Extraver-schlusses seiner Juristenseele bedarf.“

„Mit Vergnügen, Herr Bruder. Ich schreibe ihm sofort ein Billet, das ihn, was er auch sonst vorhaben mag, morgen Vormittag zu Ihnen führen wird. Die Zeit bis zu den Wahlen ist nicht lang, wir haben nichts mehr zu versäumen.“

Der General war eben aufgewacht. Er hatte die letzten Worte verstanden und tat nun, als wenn er der ganzen Unterhaltung, von der er keine Ahnung hatte, aufmerksamst gefolgt wäre.

„Ganz recht, meine werten Freunde — garnichts haben wir zu versäumen — rein garnichts. Morgen früh um 8 Uhr wollt' ich zwar dem Regimentsezerziren des Füsilierregiments beiwohnen, aber ich fühle mich — hol es neunundneunzigmal der Teufel — so krank noch, daß ich morgen früh ganz bestimmt werde das Bett hüten müssen bis um Mittag herum. Da kann man, straf mich Gott, nichts Gescheiteres tun, als noch eine Buttlet Rotspohn draufsetzen. Na, Sie trinken von meinem steinalten Bordeaux noch einen Tropfen mit.“

Die intime Unterhaltung der beiden Geistlichen war damit beendet. Der Domherr gab noch einige kleine Skandalgeschichten zum besten, dann trennten sich die Herren unter der Versicherung des Generals, daß er sich den ganzen Abend vorzüglich unterhalten habe. — —

Am nächsten Tage gegen Mittag gab der Rechtsbeistand des Bischofs Heinrich bei dem Konsistorialrath Kölle seine Karte ab und fragte, ob dieser zu sprechen wäre.

Der Geistliche empfing den Juristen in seinem uns schon bekannten Studirzimmer, in dessen einer Ecke ein kleines Sopha mit ein par Fauteuils zu behaglicher Ruhe einlud.

Die Herren begrüßten sich auf das verbindlichste, und ehe eine Viertelstunde verging, saßen sie in vertrautem Gespräche hin-ter reichbesetztem Frühstückstische beieinander.

Der Rechtsanwalt gab Auskunft über die politische Lage im buchensfelder Wahlkreise. Eine links-liberale oder fortschrittliche Kandidatur habe bestimmte Aussicht, 1500 bis 2500 Stimmen auf sich zu vereinigen und fast um diese volle Summe die nationalliberale Partei zu schwächen. Der Gedanke, eine solche zweite liberale Kandidatur aufzustellen, sei angeregt worden und zwar bei einem Feste, welches der kaufmännische Verein von B. vor kurzem in der Umgegend von Seifersdorf gefeiert habe. Der kaufmännische Verein habe den Kronprinzen zu seinem irdischen Schutzpatron erkoren und geberde sich um so entschiedener als liberal, weil er den Kronprinzen für liberal halte. Im Wahlkreise selbst neigten besonders die Lehrer, die der Mittelschulen so- wol wie die der Volks- und Elementarschulen, zu fortschrittlichen Anschauungen, freilich ohne daß sie sich recht damit vor die Öffentlichkeit heraustrauten. Dann nannte der Rechtsanwalt einige Namen von Kaufleuten und Lehrern, die dem Konsistorialrat zum Teil bekannt waren.

Dieser erfaßte mit raschem Verständnisse, was da für ihn zu tun sei. Einerseits mußte der kaufmännische Verein veranlaßt werden, durch einzelne seiner Mitglieder zuerst eine fortschrittliche Agitation im buchensfelder Wahlkreise zu beginnen. Andererseits mußten die Lehrer im Kreise ermutigt werden, sich an dieser Agitation zu beteiligen.

Das in nicht auffälliger und unanfechtbarer Weise zu tun, war schon deswegen schwer, weil der hochkonservative Konsistorialrat am allerwenigsten in der Lage war, direkt und offen für eine fortschrittliche Propaganda einzutreten. Aber war das auch

schwer, so war es doch keineswegs unmöglich. Und der Konsistorialrat dachte zunächst gar nicht daran, sich wegen der Mittel den Kopf zu zerbrechen — erst galt es ihm, den Plan im großen und ganzen zu entwerfen.

Was den fortschrittlichen Elementen des buchensfelder Walckreises hauptsächlich fehlte, war, wie der Rechtsanwalt weiter berichtete, ein geeigneter Kandidat.

Der Konsistorialrat wußte sogleich zu helfen. — Ein redewandter, vielbeliebter Hauptlehrer, Namens Jänisch — war sicherlich der geeignete Mann. Im Jahre 1848 hatte derselbe als Student an der politischen Bewegung Anteil genommen, one sich jedoch so zu kompromittiren, daß ihm in der Reaktionszeit hätte der Prozeß gemacht werden können. Dennoch hatte man es verstanden, ihm den Staatsdienst an höheren Unterrichtsanstalten, zu dem er sich auf der Universität vorbereitet, gründlich zu verleiden.

Lange Jahre hatte der Mann als Zeitungsschreiber ein kümmerliches Leben geführt, endlich — in der sogenannten neuen Aera — hatte ihn eine Kommunalverwaltung wieder zu Gnaden aufnehmen und ihm ein Lehramt in der Volksschule übertragen können, nachdem er sich noch dem dazu nötigen Examen unterzogen hatte. Aus dieser Stelle war Jänisch in die erste Lehrersstelle der Elementarschule in Buchensfeld berufen worden, die ihm den Titel Hauptlehrer und ein leidliches Gehalt brachte.

Der Hauptlehrer Jänisch war, wie der Konsistorialrat wußte, seine freisinnigen Neigungen und die Lust am öffentlichen Leben nicht losgeworden und hatte sie öfter zutage treten lassen, als seiner onehin spät angetretenen Karriere gut war.

Kam ihm von obenher ein Wink, daß er auf seine alten Tage ungestraft noch einmal von der losbaren Frucht selbständiger politischer Tätigkeit naschen dürfe, one sich um Amt und Brot zu bringen, so ergriff er die günstige Gelegenheit gewißlich mit beiden Händen.

Für diesen Wink von oben konnte der Konsistorialrat sorgen. Wie — darüber gab er seinem weidlich schmausenden und populären Gaste keinen Bescheid. Er hätte von seinem mächtigen Seelforgereinflusse bei den Damen sprechen müssen, der sich bis auf die Gattin des Regierungspräsidenten und die alte Schwester des unverheirateten Oberpräsidenten erstreckte. Insbesondere die letztere Dame genoß eines zwar verborgenen, aber vorwiegenden Einflusses. Sie sollte sich einst der leidenschaftlichen Neigung einer sehr hohen Person am Hofe erfreut haben, und weil der Gegenstand ihrer Liebe zu dauernder Verbindung für sie, die Angehörige des niederen Adels, nicht erreichbar gewesen, sich nicht vermählt haben. Man munkelte, daß der jezige Oberpräsident sein rasches Avancement wenigstens zum Teile den Gefühlen zu danken hätte, welche die Schönheit seiner Schwester an einflußreicher Stelle entzündet hatte, und daß daraus auch die Herrschaft zu erklären sei, welche sie über ihn stets ausgeübt hatte.

Sei dem nun, wie ihm wolle, — jowiel stand fest, wenn der Konsistorialrat vor beiden erwählten Damen das Lob des alten Hauptlehrers Jänisch erschallen ließ und beiläufig bemerkte, der alte ehrenwerte Mann habe die kleine Schwäche, eine politische Rolle spielen zu wollen, und zwar als Mitglied einer höchst ungefährlichen Opposition, worin man einen so verdienten Beamten in christlicher Milde und Nächstenliebe am besten nicht störe, so konnte Jänisch ganz one Zweifel sich zehnmal als Kandidat der Fortschrittspartei aufstellen lassen, one daß ihm jezt, zu einer Zeit, in der selbst die Regierung auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens liberale Anwendungen zeigte, auch nur ein Härchen gekrümmt würde.

War man in den höheren Sphären der Provinzialregierung so auf das politische Auftreten des Hauptlehrers vorbereitet, so konnte ihm in dem kaufmännischen Klub in der allernächstgelegenen Weise ein Wink gegeben werden, der ihn der aufkeimenden fortschrittlichen Bewegung in die Arme zu treiben geeignet war.

Sehr bequem ließ sich das machen bei Gelegenheit des Kommerzes, welchen die Verbindung Suevia in den allernächsten Tagen im buchensfelder Kreise abhalten wollte. Die Anläufe und den guten Willen zu politischer Tätigkeit, wie ihn die burschiförmigen Sueven neuerlich betätigten, waren dem Konsistorialrat keineswegs entgangen — stets hatte er sich von seinem Pflugesohn Bericht erstatten lassen und war nicht zum kleinsten Teile daran gewöhnt, daß dieser, über die politische Toleranz seines hochkonservativen Erziehers entzückt, sich der liberalen Strömung, welcher die reformirte Burschenschaft folgte, nicht entgegenstemmt hatte.

Nun war dem Konsistorialrat auch bekannt, daß der Haupt-

lehrer Jänisch alter Herr der Burschenschaft aus deren politischer radikaler Zeit war, und daraus durfte er schließen, daß dieser die Reform der Verbindung mit günstigen Augen betrachten und, wenn man ihn dazu aufforderte, nicht versagen würde, an dem ersten kommenden Kommerze der verjüngten Burschenschaft teilzunehmen.

Dabei mußte der Mann dann, wenn anders es noch notwendig sein sollte, vollends zur Annahme der Kandidatur bewegen werden.

Soweit war der Konsistorialrat mit seinen Plänen im reinen, und er hätte die Unterhaltung mit dem Rechtsanwalt leicht beenden können, wenn ihm derselbe nicht grade als Werkzeug in privater Angelegenheit besonders willkommen gewesen wäre.

Anscheinend blieb der geistliche Herr völlig beim Thema, indem er auf Specht zu sprechen kam, der ihm als politischer Vertrauensmann wol verwendbar erschien.

Allmählich ging er aber auf die privaten Verhältnisse des Spekulanten über, von denen der Rechtsanwalt viel zu erzählen wußte.

Nachdem der Konsistorialrat alles erfahren hatte, was ihn zu wissen interessirte, u. a. auch in welchen Verhältnissen er zu Gabriel Häppler sowol, als zu Franz Stein stände, von dessen hauptsächlich geschäftlichen Beziehungen zu Specht er sich übrigens schon auf andern Wege Kunde verschafft hatte, kam er wieder auf den ursprünglichen Gegenstand der Unterhaltung zurück.

Specht habe Einfluß auf einen nicht unbeträchtlichen Teil der liberal gesinnten Kaufmannschaft — und müsse deshalb in der Walangelegenheit benützt werden. Specht werde sich ja jedenfalls zu allem gebrauchen lassen, wenn ihm reelle Vorteile in Aussicht gestellt würden. Er, der Konsistorialrat, habe eine ganz bestimmte Art der Benützung Spechts im Auge, zu der der Rechtsanwalt ihn gewinnen möge. Wenn dieser mit ihm einverstanden sei, so könne er bald — morgen z. B. — mit Specht konferiren und diesen zu seiner Aufgabe präpariren. Dem Juristen kam die Sache zwar etwas sonderbar vor, aber er dachte nicht daran, seinen lebenswürdigen Wirt davon etwas merken zu lassen. Vielmehr erklärte er sich, wie in allen übrigen Dingen, auch darin mit ihm völlig einverstanden und bereit, zu tun wie jener wünsche.

Er trafe des Abends Specht fast immer in der Weinhandlung von Hübner und Sohn, da werde er ihn schon entsprechend bearbeiten, wenn der Konsistorialrat nur die Güte hätte, ihm genau anzugeben, welche Tätigkeit er dem Specht zugedacht habe.

Bezüglich dieses letzteren Punktes wollte aber der Konsistorialrat nicht recht mit der Sprache heraus. Er erwarte heute noch Mittheilungen, welche geeignet seien, seine Entschlüsse nach dieser Richtung hin zu modifiziren; am besten sei es, wenn der Rechtsanwalt morgen Nachmittags, um 3 Uhr etwa, seinen Besuch zu wiederholen die Freundlichkeit habe, dann werde er schlüssig sein. Darauf könnte letzterer ja etwa auf fünf Uhr Specht zu einer Konferenz in des Rechtsanwalts Bureau berufen — er halte es für gut, daß die Angelegenheit offiziell und one Rückhalt besprochen werde und die Unterhaltung das ihr gebührende Gewicht erhalte, was bei einem gelegentlichen Gespräche in einem öffentlichen Lokale nicht leicht geschehen könne. Und damit so schleunig als möglich gehandelt werden könne, möge der Rechtsanwalt dann desselben Abends noch zu einem kleinen Souper unter vier Augen bei ihm vorsprechen, bei dem dann die gesamten auf die politischen Angelegenheiten bezüglichen Maßnahmen endgültig zwischen ihnen ausgemacht werden könnten.

Der allen Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens gegenüber äußerlich immer unbewegte Jurist mußte sich diesmal Mühe geben, weder verwundert noch neugierig dreinzuschauen.

Einem harmlosen Menschen wären die Auseinandersetzungen und Vorschläge des Konsistorialrats wahrscheinlich gleichfalls harmlos erschienen, aber der Rechtsanwalt war nichts weniger als ein harmloser Mensch, — im Gegenteil — er war einer von den Talenprands des gewöhnlichen Lebens, welche die Sprache, wie der berühmte „große“ Diplomat, viel lieber zur Maskirung als zum Ausdruck ihrer Gedanken gebrauchen und stets nach links schauen, wenn sie nach rechts hauen wollen.

Er war also nicht im mindesten zweifelhaft, daß der Konsistorialrat etwas ganz anderes mit Specht vorhabe, als er soeben mitzutheilen für gut befunden und daß er ferner ein besonderes Interesse daran haben mußte, den Spekulanten morgen um fünf Uhr zu beschäftigen, also von irgendwo fern oder von irgend etwas abzuhalten.

Ihm dabei behülflich zu sein, war er gern bereit, er war

aber auch entschlossen, zu erforschen, was der geistliche Herr eigentlich im Schilde fahre.

Dieser hatte seinen Besuch scharf beobachtet — denn er verhehlte sich nicht, daß ein scharfsinniger Kopf auf die Vermutung kommen könnte, es handle sich ihm nicht bloß um Walsongelegenheiten und Walschliche. Aber so tief er sonst den Menschen in Herz und Hirn zu sehen gewöhnt war, an dem behaglich freundlichen Antlitz seines Gastes vermochte er doch keine Bewegung mißtrauischen Aufmerkens wahrzunehmen; es war eben — so dachte er — ein kluger Mensch, aber ein Bonvivant, der die Waffen seines Geistes nirgend lieber ruhen läßt, als bei der Tafel und beim Weine.

* * *

Nachdem Guido von Frank eine Beratung gehabt hatte mit seinen Bundesbrüdern über den von dem klugen Bruder Jafz vorgeschlagenen großen Bär, der die vielen kleinen, abscheulich lästigen Bären auffressen sollte, und nachdem er auch noch eine Unterredung mit Schleiermacher gepflogen, begab er sich des Sonnabend Nachmittags auf den Weg zu Specht.

Er war entschlossen zu erkunden, ob es wirklich war sei, daß der Verlobte von Friederike Hasler in intimen Beziehungen zu der berüchtigten Etsriede stünde. Zwar wußte er noch nicht, auf welchem Wege er sich darüber Gewißheit verschaffen könnte, aber er hegte zu seiner eigenen Zindigkeit ein so felsensfestes Vertrauen, daß er ganz sicher war, im geeigneten Momente mit genialer Sicherheit das richtige Mittel zu ergreifen.



Flissaken - Leben. (Seite 243.)

Herr Specht war nicht zuhause, aber er hatte hinterlassen, daß er bald zurückkommen werde. Diese Eröffnung wurde Guido von Frank durch den Mund der Jose, die regelmäßig, wenn die Glocke einen Besuch ankündete, an die Tür rante, um zu schauen, wer da sei und zu öffnen, wenn ihr der Draußenstehende des Empfanges durch ihre eigene werthe Persönlichkeit würdig schien. War das nicht der Fall, so überließ sie dem Stubenmädchen oder der Köchin — Herr Specht hielt, den Wünschen seiner Tochter gehorchend, nicht weniger als drei weibliche Dienstboten — die Mühe, die Vorfalttür zu öffnen und nach dem Begehr des Einlaßbegehrenden zu fragen.

Guido von Frank hatte kaum geschellt, so war ihm auch schon aufgetan worden. Mit möglichst einschmeichelndem Lächeln, schmelzender Stimme und sprechenden Augen ward ihm die Antwort auf seine Frage nach dem Hausherrn.

Der stattliche Student schaute die Jose prüfend an — von dieser Krage, dachte er sich, muß mancherlei zu erfahren sein.

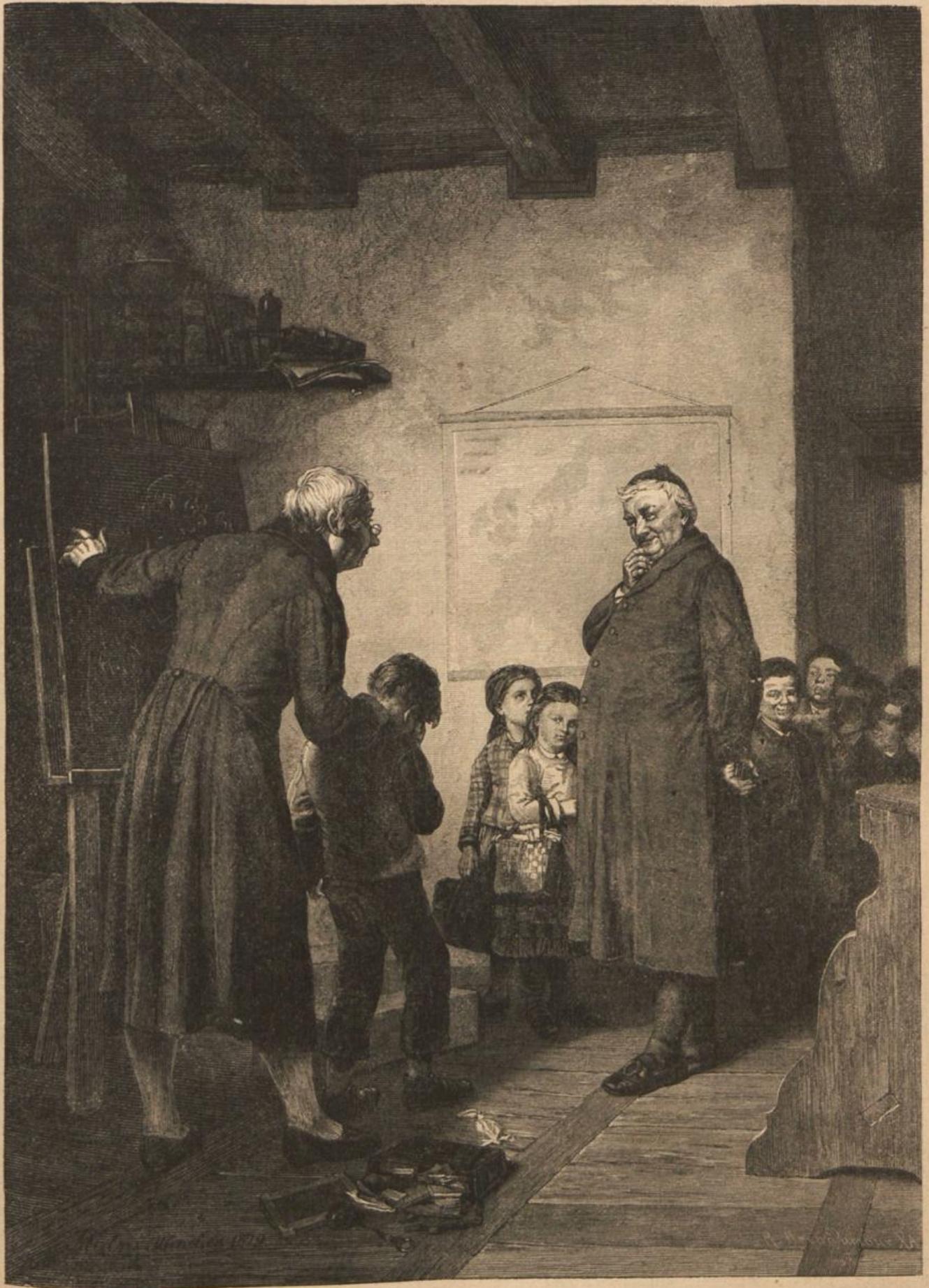
„Ich möchte Herrn Specht erwarten!“ wollte er sagen. Aber das Mädchen kam ihm mit der Einladung zuvor, er möge doch die Liebenswürdigkeit haben, einzutreten.

Guido von Frank neigte sein stolzes Haupt leicht, aber keineswegs unfreundlich. Und er schritt so dicht an der Jose vorüber, daß sein Arm ihren Busen leise streifte.

„Pardon, mein schönes Kind“, sagte er lächelnd. „Ich sollte vorsichtiger sein — es gibt Funken, wenn sich Stal und Feuerstein berühren.“

Die Jose war entzückt. Einen so bildhübschen, kraft- und lebensluststrotzenden Jungen glaubte sie noch nie gesehen zu haben — und wie geschickt er war! Stal und Feuerstein — stählen die Muskeln seiner Arme, wie seines ganzen Körpers — das sah man an jeder Bewegung, und Feuer, unendlich viel Feuer in ihrem Busen, nur beileibe kein Stein, nicht die Spur von einem Stein.

(Fortsetzung folgt.)



Erste Künstlerleiden. (Seite 244.)

Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft.

Von Dr. A. Israel.

(Schluß.)

Zu der bereits bezeichneten Aufgabe wird sich darum die weitere gesellen müssen, die Läuterung der bestehenden Religionen und ihre Fortentwicklung in einem der Wissenschaft und der modernen Weltanschauung freundlichen Sinne kräftigst zu fördern.

Die drei großen Religionen der zivilisirten Welt mit allen ihren Sektionen und Sekten (einige freireligiöse Vereine ausgenommen, die aber bis jetzt keine sonderlichen Erfolge zu verzeichnen haben und deren Existenz nur auf den Schultern genialer und energischer Leiter zu beruhen scheint, so daß ihre fernere Lebensfähigkeit keineswegs gesichert ist): Judentum, Katholizismus und Protestantismus, beruhen ganz und gar auf supranaturaler Grundlage. Von diesen dreien steht der Katholizismus dem Monismus am fernsten, so daß die Umgestaltung desselben zur monistischen Religion selbst in fernen Zeiten wol in den Bereich der Unmöglichkeit verwiesen werden muß. Eher könnte man diese Erwartung vom Judentum hegen, sofern es in seiner reformatorischen Partei das Prinzip der Fortentwicklung vollständig und nach allen Richtungen anerkennt und betont, daß es eine Religion der Humanität sein will. Allein, wollte man auch optimistisch genug sein, zu hoffen, daß das nur sehr wenige Anhänger zählende ausgesprochene Reformjudentum, das überdies erst im Werden begriffen ist, sich aus dem mosaisch-rabbinischen Ceremonialismus unter schweren Kämpfen erst ins Dasein zu ringen hat, seine mächtige Gegnerin, die Orthodoxie in ihren verschobenen Schattierungen schließlich doch bewältigen wird; will man ferner auch von der Minorität der Angehörigen der jüdischen Konfession absehen, so bildet der Monoteismus das Fundament des ganzen jüdischen Religionsystems, dermaßen, daß eine allmähliche Umbildung desselben im Sinne des Monismus kaum denkbar ist. Zwar hat eine neuere Schrift mit Glück den Nachweis zu liefern gesucht, daß der Schwerpunkt der alttestamentlichen Literatur nicht eigentlich im Monoteismus als in der Anerkennung des Sittengesetzes liegt*). Allein diese Abstraktion mag wol von dem einen und andern festgehalten werden, die Mehrheit der Laien und der Rabbiner wird jederzeit an dem Monoteismus, mit dem das etische Prinzip nun einmal in jener Literatur eng verwachsen scheint und der im historischen Judentum eine so bedeutende Rolle spielte und mit dem Nimbus des Märtyrertums behaftet ist, als der einzigen unantastbaren Grundlage des Judentums, festhalten. Wenn man nebenher noch betrachtet, wie die Reform gegenwärtig noch mit den äußersten Vorposten des überkommenen Glaubens, z. B. mit Speisegesetzen, einen hartnäckigen Ringkampf anzudeuten hat, so wird man sich der Hoffnung, daß eine so kühne Reform, wie sie die zitierte Schrift im Auge hat, in nicht allzuferner Zeit die Vorwerke und schließlich die Festung selbst einnehmen wird, entschlagen müssen.

25. Kapitel. Der Protestantismus.

Eine Religion, welche nicht bloß den kirchlichen Formalismus bis auf ein Minimum ausgestoßen hat, sondern auch die dogmatischen Fesseln mehr und mehr abstreift, mit der Wissenschaft und dem Leben sich stets in Einklang zu setzen sucht und weiß und den Kern der Sittlichkeit und Humanität immer mehr ins Auge faßt, ist der Protestantismus. (Wir denken hier natürlich nicht an die muckerisch-pietistische Richtung.) Was sie nun ganz besonders dafür eignet, auch einer monistischen Weltanschauung in ihren Hallen Raum zu geben, ist gerade dasjenige Element, welches den Monoteisten am Christentum von jeher am anstößigsten war: die Gottesohnschuld. Das protestantische Christentum, indem es einen weisen und edlen Menschen, ein Intelligenz- und Charaktergenie, als Centrum und Träger seiner Religion hat, ist nicht ausschließlich an den supranaturalen Monoteismus gebunden. Es wird, ohne sich seines Hauptfundaments entäußern zu müssen, mit einer monistischen Weltanschauung sich vertragen können. Ein protestantisches Christentum ist immer noch ein solches, wenn es Jesus den Menschenohn als Lehrer und Vorbild anerkennt. Sehr zu stattden freieren Regung kommt auch im Pro-

testantismus der Umstand, daß den Hauptakt des Kultus nicht liturgische Formeln bilden, sondern die freie Rede des Geistlichen, welche dem Subjektivismus einen sehr freien Spielraum läßt. Die reiche aus dem alten und neuen Testament sich zusammensetzende religiöse Literatur bietet auch für die vom Supranaturalismus emanzipirten religiösen Ideen passende Anknüpfung und angemessenen poetischen Ausdruck und die religiösen Mythen und Sagen lassen sich eine besondere Mühe rationell (was uns nicht gleichbedeutend mit rationalistisch ist) behandeln.

Eine kräftige liberale Ausbildung des Protestantismus wird daher dem Ziele, das wir im Auge haben, immer näher rücken. Die Kirche wird allmählich dahin gelangen, daß sie sich nicht mehr lediglich an das alt- und neutestamentliche Schrifttum anlehnt, sondern auch andere klassische Dichtungen und Schriften in ihrer Sphäre zuläßt und das Volk mit ihnen bekannt macht; ja sie wird vielleicht auch zuweilen populär-wissenschaftliche Vorträge mit Predigten abwechseln lassen. Das Gebet wird sich in seiner Fassung mehr und mehr als lyrischer Ausdruck der Empfindungen oder der Gesinnungen und Vorfälle kennzeichnen und die Lieber werden mit geringen Abänderungen ihres superstitiösen Amalgams entledigt werden können. Die Kirchen werden alsdann die Stätten ersterer Sammlung und idealistischer Volksbildung im schönsten Sinne des Wortes sein und ihre gotischen Formen werden keinen prinzipiell architektonischen Gegensatz mehr bilden zu dem heiteren Stil der Antike und der Renaissance*); beide werden zwei sich ergänzende und mit einander harmonisierende Seiten des Menschendaseins ausdrücken. Die Religion, statt den Menschen für ein fabelhaftes Dasein nach dem Tode würdig zu machen, wird ihn vielmehr im idealistischen Sinne vervollkommen und veredeln, zum Wahren, Schönen und Guten erziehen.

26. Kapitel. Der Religionsunterricht in der Schule.

Es erübrigt noch, von dem Religionsunterricht in der Schule zu sprechen. Hier ist bedauerlicherweise auch der Protestantismus noch ziemlich tief im Ueberkommenen befangen und es kann daher nicht Wunder nehmen, daß in Volkskreisen der trasse Aberglaube noch eine starke Macht entfaltet, da der Geist der Jugend mit superstitiösen Substanzen durch den Religionsunterricht gesättigt wird. Eine Reform des Katechismus ist schon gegenwärtig ein dringliches Bedürfnis. Auch eine andere Auswal des Memorirstoffs ist sehr zu wünschen. Was sodann den Unterricht in der biblischen Geschichte betrifft, so möchten wir diese keineswegs aus der Schule verbannt wissen. Wir schließen uns vielmehr der Ausführung eines neueren Schriftstellers an, die wir nach dem Wortlaut anführen wollen**): „Aber ebenbürtig erklären wir uns gegen das Ansinnen, die biblische Geschichte vom Lehrplan der Volksschule zu streichen; das hieße die Schule ihres kostbarsten Schatzes von Sagenpoesie berauben. Diese naiven Erzählungen sind ein wahrer Kindergarten voll der anmutigsten Pflanzen, Blumen und Blüten und ihr Wert ist um so größer, weil sie meistens nicht wie das Märchen und die Fabel dem Gebiet des Unmöglichen, rein Phantastischen, angehören, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit sich bewegen. Dabei spielen sie

*) Ich fasse den gotischen Stil keineswegs als architektonischen Ausdruck des supranaturalen Spiritualismus, sondern als Ausdruck innerer Sammlung, sittlichen Erstes, des Abgezogenseins vom Sinnlichen, der geistigen Erhebung auf. Darum entsproß er dem deutschen Wesen ganz besonders. Auch die ästhetische Wirkung des Kreuzes ist eine ähnliche und diese seine ästhetische Wirkung verleiht ihm unseres Erachtens weit mehr Bedeutung, als die mit ihm verknüpfte christologische Reminiscenz. (Diejenigen, welche es absurd finden mögen, von einer ästhetischen Wirkung des Kreuzes zu sprechen, verweisen wir auf die sehr richtige Bemerkung Desfers in seinen „Ästhetischen Briefen“ über den goldenen Schnitt. S. 133.) Die abfällige Aeußerung Goethes über dasselbe ist, sofern von ihm bloß die symbolische Bedeutung ins Auge gefaßt wurde, erklärlich. Wie sehr „der Heide“ Goethe sich für den gotischen Stil interessieren und erwärmen konnte, beweisen seine bekanten Aeußerungen über den Straßburger Münster.

***) E. Molchow, *Ägypten und Palästina* (Zürich 1881. Verlagsges. Magazin.) Anhang: Die Behandlung der biblischen Geschichte in der Schule.

*) Molchow, E. Jesus, ein Reformator des Judentums, (Zürich, 1880 Verlagsges. Magazin) S. 22 ff.

nicht im engen Bezirk des Privatlebens, sondern auf dem weit sich ausdehnenden Gefilde der Geschichte. Es sind überaus anziehende Lebens- und Familienbilder auf geschichtlichem Hintergrund. Das erhöht nicht bloß ihren poetischen Gehalt, sondern verleiht ihnen die Fähigkeit, den kindlichen Horizont zu erweitern, seinen Blick für das Allgemeine zu öffnen und sie bilden gewissermaßen die Uebergangsbrücke zum Unterricht in der Weltgeschichte. Sodann ist auch die religiös-moralische Bedeutung der biblischen Geschichte nicht zu unterschätzen. Die Moral ist hier in Fleisch und Blut, in plastisch greifbarer Gestalt verkörpert. Das abstrakte Wort ist Mensch geworden, stellt sich dar in Personen und lebendigen Vorgängen und die Lehren der Moral lassen sich an denselben in anschaulicher, faßlicher Weise entwickeln. Endlich entfalten sie einen so großen Szenenreichtum, daß sich eine Fülle gelegentlicher Belehrung über allerlei Wissenszweige dabei passend anknüpfen läßt. — Wir werden uns somit für eine rationale Behandlung des biblischen Geschichtsunterrichts entscheiden müssen. Das meinen wir jedoch nicht so, daß alles irrationale Beiwert auszuschneiden wäre und die Geschichten so erzählt werden sollten, wie sie möglicherweise sich zugetragen haben könnten. Damit würden die meisten ihren poetischen Duft einbüßen und zu nüchternen, unschmackhaften, teilweise faden Geschichten vertrocknen. Um wie viel poetischer wäre z. B. die Erzählung von Hafs Opferung, wenn der Engel fehlen würde, der vom Himmel herabruft: „Strecke deine Hand nicht aus nach dem Knaben etc.“ Wer möchte die liebliche Erzählung von den drei Königen aus dem Morgenlande vermissen, die den Stern des neugeborenen Jesuskindes erblickten, zu ihm pilgern und ihm Gold, Myrrhen und Weihrauch schenken. — So wenig ich eine Odyssee ohne Kirke und Kalypso, ohne die Höllenfahrt des Helden und ohne die Gesellschaft der blauäugigen Göttin wünschen möchte, ebenso wenig möchte ich die biblischen Geschichten und Gestalten gleichen Charakters dem Volke und der Jugend vorenthalten wissen. Damit würden wir in die törichten Fußstapfen des seligen Nikolai treten, den die deutschen Dichterdioskuren mit so köstlichem Spott verewigt haben. — Die soeben gezogene Parallele mit Homer führt uns jedoch auf die Spur der richtigen Behandlungsweise. Wir lesen die Dichtungen des Homer mit dem Bewußtsein, daß es eben Dichtungen sind und dieses Bewußtsein, das den Leser gegen jedes superstitiöse Kontagium seit, beeinträchtigt den poetischen Genuß derselben nicht im geringsten, steigert ihn vielmehr beträchtlich. Warum sollte die biblische Geschichte nicht nach derselben Methode in der Schule gelehrt (und, fügen wir hinzu, in der Kirche behandelt) werden können? Warum sollte der Lehrer dem Kinde nicht durch häufige Wiederholung das Bewußtsein

beibringen können, daß und wo man es mit Sage und Mythos zu tun hat und daß überhaupt dem biblischen Sagenkreis, auch wo der Bericht mit der modernen Weltanschauung nicht im Widerspruch steht, die historische Zuverlässigkeit gebriert? Wird doch auch, wer den Kindern Märchen und Fabeln erzählt, es nicht versäumen, sie auf das Fiktorische derselben aufmerksam zu machen. Zugleich kann und soll der Lehrer, wo es möglich ist, nachdem er die Erzählung in ihrer tradirten Form eingepreßt hat, die rationelle Auffassung hinzufügen. Wie leicht ist es z. B. bei der Erzählung von Hafs Opferung den Kindern verständlich zu machen, daß von dem biblischen Erzähler der innere fromme Drang als göttlicher Befehl, die natürliche geistige Erleuchtung als göttliche Offenbarung dargestellt wird; daß Abrahams Vernunft, die bessere Einsicht, die er auf dem Wege nach Moriah erlangt hat (die Einsicht, daß es kein frommes Werk, sondern ein Gräuelt sei, sein Kind zu opfern), der Engel war, der ihm zurief: „Strecke deine Hand nicht aus nach dem Knaben etc.“ Beim Durchzug durch das Schilfmeer kann nebenbei erklärt werden, daß man es hier entweder mit einer bloßen Dichtung zu tun hat, oder daß der Uebergang zur Zeit der Ebbe stattfand. Bei andern wird sich eine symbolische Deutung empfehlen. Die Speisung der Tausend durch Jesus läßt sich, one dem kindlichen Verstand zuviel zuzumuten, dahin wenden, daß Jesus mit dem geistigen Brod der Erkenntnis und Wahrheit Tausende gefättigt habe; die Heilung der Blinden, daß er die geistig Blinden sehend gemacht. — Auf diese Weise empfängt das Kind den Leib der biblischen Geschichten ungeschmälert und dazu den vernünftigen Geist derselben, der es vor einer abergläubischen Säftebildung bewahrt. — Man glaube ja nicht, daß eine solche Behandlungsweise die kindliche Fassungskraft übersteigt, oder den Geist des Kindes verwirrt. Wir haben uns im Gegenteil erfahrungsgemäß überzeugt, daß selbst mittelmäßig begabte Kinder an dieser Behandlungsweise den größten Gefallen haben und volles Interesse und Verständnis dafür an den Tag legen. Es wird sogar dieser Behandlung ein hoher formaltbildender Wert zugestanden werden müssen; denn sie weckt das Nachdenken, das Prüfen, übt den analytischen Verstand schon frühzeitig und schärft die Intelligenz, one die Phantasie zu beeinträchtigen und das poetische Bedürfnis zu verkürzen. Sie läßt jeder der beiden psychischen Sphären das ihrige zuteil werden.“

Auf diese Weise könnte allmählich die supranaturalistische Religion sich zur monistischen metamorphosiren. Die Religion, eine Kulturpflanze, welche in supranaturalem Boden großgezogen wurde, braucht nicht frisch ausgesät, sondern darf nur in die Atmosphäre und den Boden der modern philosophischen Weltanschauung versetzt werden.

Ueber den Einfluß geistiger Getränke, besonders des Brantweins auf den menschlichen Organismus.

Nach Johnston von Dr. M.

In einer Zeit, wo man durch Bölle und Steuern das Bier, den Wein und den Brantwein immer mehr zu verteuern sucht, ist es gewiß angezeigt, an der Hand einer großen Autorität die Wirkungen dieser Getränke kurz zu erörtern, und so auch die Frage zu entscheiden, ob der menschliche Organismus wirklich derselben bedürfe? Hört man nicht oft, der gemeine Mann habe sein Gläschen Brantwein gar nicht notwendig; er könne dessen ganz gut entbehren, falls ihm der Genuß allzusehr verteuert werden sollte. Prüfen wir daher die Sache etwas näher.

Der reine Brantwein ist bekanntlich ein Gemisch aus Alkohol (reinem Weingeist) und Wasser, mit einem geringen Zusatz flüchtiger Oele, deren Wirkungen auf den Körper aber bis jetzt noch nicht bekannt sind. Da der Alkohol nun nur aus gleichen Teilen ölbildendem Kohlenwasserstoffgas und Wasserdampf besteht, welche beide Stoffe one jeglichen Nahrungsgehalt sind, so enthält auch der reine Brantwein nicht den geringsten Anteil an Nahrungstoffen, wie sie in den gewöhnlichen Arten unserer tierischen und pflanzlichen Speisen vorkommen. Auch die Zusätze zum Brantwein sind niemals Nahrungstoffe im eigentlichen Sinne, indem der gewöhnlichste derselben, der Zucker, allein an und für sich niemals die Körperkraft zu erhalten vermag. Der Brantwein ist

daher im allgemeinen nur als ein Reiz- und Erwärmungsmittel anzusehen, ebenso wie der Wein und selbst das Bier, dessen Inhalt an Nahrungstoff viel zu gering ist, um als Ursache seines Verbrauchs maßgebend zu sein. Indessen folgt hieraus immer noch nicht, daß der Brantwein durchaus keinen Nutzen für den menschlichen Organismus habe. Im Gegenteil läßt sich als bestimmt annehmen, daß geringe Mengen davon erstlich den Körper unmittelbar erwärmen, und durch die Veränderungen, welche durch sie in dem Blute vorgehen, einen Teil der Kohlenensäure und des Wasserdampfes erzeugen, welche als eine notwendige Lebensbedingung von den Lungen unaufhörlich wieder ausgeatmet werden. In diesem Sinne kann man allerdings sagen, daß der Brantwein die Stelle einer Nahrung, z. B. von Fett oder Stärke — vertritt, zweitens, daß der Brantwein allerdings die absolute Verlustmenge an durch die Lunge und die Nieren ausgeschiedenen Stoffen zu verringern vermag. Der mäßige Genuß von Brantwein vermindert, ebenso wie Tee und Kaffee, den natürlichen Verlust von Fett und Gewebestoff, und damit in gleichem Grade die gewöhnliche Nahrungsmittelmenge, welche zur Erhaltung des gesammten Körpergewichts notwendig ist. Mit andern

Worten: er befähigt eine gegebene Nahrungsmenge zu besserer Erhaltung der Stärke und der Masse des Körpers. Und außer der hierdurch bewirkten Ersparnis an Stoffen befördert und erleichtert er auch die Arbeit der Verdauungsorgane, was bei einem schwachen Magen oft schon von höchster Wichtigkeit ist.

Und so sind auch die geistigen Getränke im allgemeinen, wenn nur anderweitig die Körperbeschaffenheit sie vertragen kann, besonders für ältere Leute nicht ungeeignet, und für schwächliche Personen, deren Fett- und Gewebestoffe abzunehmen beginnen, d. h. bei denen der Verdauungsvorgang den natürlichen Verlust der Gewebestoffe nicht mehr rasch genug zu ersetzen vermag, sogar vortätig. Dieser Verlust an Gewicht oder Stoff ist eine der gewöhnlichen Folgen des herannahenden Alters und ein allgemeines Kennzeichen, daß das Leben zur Reife geht. Entweder nimmt der Magen nicht mehr genug Nahrung auf, oder er verdaut nicht genug, um das zu ersetzen, was von den Körperbestandteilen täglich verschwindet. Geistige, d. i. alkoholhaltige Getränke von nicht zu großer Stärke verhindern oder verzögern und verringern die tägliche Menge des Stoffverlustes. Zu gleicher Zeit regen sie die Verdauungsorgane an, und befähigen dieselben, ihrer Verrichtung kräftig und vollständig obzuliegen; und auf diese Weise wird der Körper auf eine längere Lebensdauer hin erhalten. Daher haben die Dichter den Wein die Milch der Alten genannt, und die wissenschaftliche Forschung erkennt die Richtigkeit dieser Bezeichnung an. Denn wenn der Wein den Greis auch nicht so unmittelbar nährt, wie die Milch den Säugling, so unterstützt er ihn doch jedenfalls durch Erhaltung hin sinkender Kräfte und durch Verzögerung des Körperverlustes.

Aber alles das rechtfertigt keineswegs den übermäßigen Genuß geistiger Getränke. Jene angeführten guten Wirkungen stellen sich, wolverstanden, nur bei ganz mäßigem Genuße derselben ein. Leider aber sind alle dergleichen geistigen Getränke so außerordentlich verführerisch, und gewöhnen sich so furchtbar rasch und unablegbar an, daß eine bestimmte Grenze ihres Genusses fast gar nicht gezogen zu werden vermag. Wo die Gewohnheit des übermäßigen Genusses geistiger Getränke einmal eingerissen ist, da sind sie auch die Quelle und der Ursprung jeder Not, jeder Unsitlichkeit, aller Laster und Verbrechen.

Am gefährlichsten ist jedoch der Genuß des Brantweins, und es sind darüber so viele irigen Meinungen verbreitet, daß es Pflicht ist, denselben auf jede Weise entgegenzutreten. Engel sagt darüber in seinem Werkchen über „die Brantweimbrennerei“:

„In vielen Ländern und namentlich im Norden Europa's hat die Eigenschaft des Brantweins als Reizmittel ihm gewissermaßen einen Platz unter den Nahrungsmitteln angewiesen. Als solches steht er neben dem Wein und dem Bier. Doch aber hat jedes von den drei Getränken eine ihm eigentümliche Wirkung und einen charakteristischen Einfluß auf den Organismus, der mächtig in das geistige Leben eingreift und beweist, daß die geistigen Getränke mehr sind, als bloße Gemische von Alkohol und Wasser. Wo ein Getränk volkstümlich ist, trägt die Bevölkerung den Stempel davon. Wein und Bier haben, wenigstens in Deutschland, eine bestimmte Heimat. Der Brantwein ist Kosmopolit; er sucht sich überall heimisch zu machen, da aber am meisten, wo eine weniger aufgeklärte und eine ärmere Bevölkerung lebt.“

Der Wein hebt und weckt die intellektuellen Fähigkeiten, und daß er, wenn mäßig genossen, ungünstig auf die körperlichen Funktionen einwirkt. Das Bier aller Qualitäten und Spielarten steht ihm darin weit nach. Bei mäßigem Gebrauch verhält es

sich fast indifferent auf Geist und Körper; es ist dann ein angenehmes, zugleich nährendes Erfrischungsmittel und als solches verdient dessen Bereitung und Verbreitung die größte Aufmerksamkeit. Im Uebermaße und gewohnheitsmäßig genossen, erzeugt es ebensoviel jene geistige Indolenz und Schwerfälligkeit, die sich so häufig durch Gleichgültigkeit gegen höhere geistige Interessen kundgibt, als auch die bekante aufgedunsene Körperbeschaffenheit der Biertrinker. Auf der untersten Stufe steht in seinen Wirkungen der Brantwein. Unleugbar verhilft ein mäßiger Genuß geistiger Getränke und am schnellsten der des Brantweins einem starken Körper, dessen Kräfte nur augenblicklich unter außerordentlicher Anstrengung ermatten, zu derjenigen neuen Belebung letzterer, welche sonst nur ein längeres Ausruhen verschafft. Allein die Gewöhnung an solchen Genuß verleitet unwiderstehlich zur Fortsetzung desselben, auch wenn jene Bedingungen, d. h. die eines gesunden Körpers und anstrengender Arbeit, nicht mehr vorhanden sind. Als Gewohnheitsgetränk erzeugt aber der Brantwein geistige Stumpfheit mit einer Neigung zur Noheit, er untergräbt Körperkraft und Wohlbefinden rasch und nachdrücklich, sobald diese aufhören, durch rationelle Ernährung gehörig unterstützt zu werden. Kraftlosigkeit rennzeichnet die hageren Gestalten der Brantweintrinker. Niemals ist die Wechselwirkung von Ursache und Folge des Brantweintrinkens einfacher und schöner aufgeheilt worden, als von Liebig, wenn er sagt: „Man hat die Verarmung und das Elend in vielen Gegenden dem überhand nehmenden Genuß von Brantwein zugeschrieben; dies ist ein Irrtum. Der Brantweingenuß ist nicht die Ursache, sondern eine Folge der Not. Es ist eine Ausnahme von der Regel, wenn ein gut genährter Mann zum Brantweintrinker wird. Wenn hingegen der Arbeiter durch seine Arbeit weniger verdient, als er zur Erwerbung der ihm notwendigen Menge an Speise bedarf, durch welche seine Arbeitskraft völlig wieder hergestellt wird, so zwingt ihn eine starre, unerbittliche Notwendigkeit, zum Brantwein u. dgl. seine Zuflucht zu nehmen; er soll arbeiten, aber es fehlt ihm wegen der unzureichenden Nahrung täglich ein großes Quantum von seiner Arbeitskraft. Der Brantwein, durch seine Wirkung auf die Nerven, gestattet ihm, die fehlende Kraft auf Kosten seines Körpers zu ergänzen, diejenige Menge heute zu verwenden, welche naturgemäß erst den Tag darauf hätte zur Verwendung kommen dürfen; er ist ein Wechsel, ausgestellt auf die Gesundheit, welcher immer prolongirt werden muß, weil er aus Mangel an Mitteln nicht eingelöst werden kann. Der Arbeiter verzehrt das Kapital anstatt der Zinsen; daher denn der unvermeidliche Bankrott seines Körpers.“

Vielfach hält man den mäßigen Genuß des Brantweins für Handwerker für unentbehrlich. Gutgenährte und dem Bedürfnis der Jahreszeiten gemäß gekleidete Arbeiter bedürfen weder eines Reiz-, noch eines Erwärmungsmittels und ihnen ist der Brantwein daher völlig entbehrlich. Leider sind aber unsere Arbeiter weder so gut genährt, noch so zweckmäßig gekleidet, um allen Anstrengungen und jeglicher Unbill der Witterung erfolgreich widerstehen zu können. Sie bedürfen daher eines Reiz- und eines Erwärmungsmittels, und solche finden sie nicht wolfeiler, wirksam, und in kleineren Mengen zusammengedrängt, als im Brantwein. Gewöhnlich will man durch gutes Bier den letzten erzeugen, allein die Erfahrung hat gelehrt, daß dies nicht, oder nur schwer, angeht. Das Bier, wenn auch noch so gut, verlangt weit größere Massen, um zu reizen und zu erwärmen, und ist dann stets verhältnismäßig viel teurer als der Brantwein.

Das Reichsgesundheitsamt und die Wissenschaft der Zukunft.

Von Bruno Geiser.

Alle Leser der „Neuen Welt“ haben schon von dem „Kaiserlichen Gesundheitsamte“ gehört und gelesen, jenem von der Reichsregierung berufenen Kollegium von Medizinern, welches die Aufgabe hat, in einer der allergrößten Tal unsrer Mitbürger sehr unklaren Weise über die Gesundheitsverhältnisse im Reiche zu wachen.

Mit dem Verdikt „Viel Geschrei und wenig Wolle“ kann man das Reichsgesundheitsamt nicht abfertigen, denn so wenig man auch im deutschen Volke von der „Wolle“ merken mag,

welche die Tätigkeit desselben produziert, so ist doch von „Geschrei“ jedenfalls schier gar nichts zu spüren.

Eine Institution, wie das Reichsgesundheitsamt, soll aber nicht sein wie ein Weilchen, das im Verborgenen — sei es im Waldbesundel oder in einer Kleiderfalte am Mädchenbusen — am besten aufgehoben ist. Das Reichsgesundheitsamt gehört an eine Stelle im Staat, wo es vom vollen Lichte der Öffentlichkeit bestrahlt, von jedermannlich gesehen, ja ich möchte sagen, gesüßt wird.

Wie weit und wie sehr ich mit dieser Behauptung recht habe, werden die Leser beurteilen können, wenn ich ihnen so kurz als es die Fülle des Stoffes erlaubt, die Aufgabe darlege, die sich das Reichsgesundheitsamt selbst gestellt hat.

Am 14. April des Jahres 1877 war im deutschen Reichstage ein Antrag des Abgeordneten Mendel angenommen worden, wonach der Reichstag beschloß, die Reichsregierung zu ersuchen, dem Reichstage in der nächsten Session in einer Denkschrift die Aufgaben und Ziele, die das Reichsgesundheitsamt sich gestellt, und die Wege, auf denen sie jene zu erreichen hofft, darzulegen.

Am 6. Februar des folgenden Jahres kam die Regierung diesem Wunsche des Reichstages nach, indem der Stellvertreter des Reichskanzlers eine solche Denkschrift dem Reichstage unterbreitete.

Diese Denkschrift ging zunächst auf die Gründe ein, denen das Reichsgesundheitsamt sein Dasein zu danken hat.

Die exakteren Forschungsweisen in der medizinischen Wissenschaft, sagt sie, hätten die Vertreter derselben nachgerade davon überzeugt, „daß es nicht mehr genügen könne, den Krankheiten von Fall zu Fall gegenüber zu treten,“ daß vielmehr den Entstehungs- und Verbreitungsurachen der Krankheiten möglichst genau nachgeforscht und diese in möglichst wirksamer Weise bekämpft werden müßten.

Diese Ueberzeugung habe in den Kreisen der Mediziner, wie auch in den für die öffentliche Gesundheitspflege sich interessirenden Kreisen des Laienpublikums den Wunsch laut werden lassen, das Reich möge sich dieser wichtigen Frage annehmen; und zwar habe man dies deshalb vom Reiche verlangt, weil zu einer Erfolg versprechenden Volksgesundheitspflege „eine Reihe von Ermittlungen größeren Maßstabes gehören, welche anzuführen den Einzelstaaten und selbst größeren wissenschaftlichen Verbänden nicht gelingen sei.“

Das deutsche Reich war nun in der Tat umsomehr geeignet, solchen Wünsche zur Ausführung zu verhelfen, als der Artikel 4, welcher der Kompetenz der Reichsregierung ihre Grenzen zieht, in seinem Punkte 15 ausdrücklich die Medizinal- und Veterinärpolizei der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches unterstellt.

Die Reichsregierung schuf denn auch im Jahre 1875 im Einverständnis mit den übrigen Faktoren der Gesetzgebung im Reichsgesundheitsamt die nur mit der Befugnis der Beratung ausgestattete medizinisch-wissenschaftliche Centralbehörde, welche die vielen von einander mehr oder weniger unabhängigen, wo nicht einander widerstrebenden und aufhebenden Bestrebungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege zu gezieltem Zusammenwirken und Fortgange einen und ordnen sollte.

Das Reichsgesundheitsamt sah nun sofort ein, daß die Gebiete der Medizinal- und Veterinärpolizei mit allen Mitteln der Wissenschaft zu erweitern seien und daß vielleicht von den bisher verfolgten Zielen und Wegen dieser Zweige der Volkspflege des Staates zu besseren, zweckentsprechenderen, wissenschaftlich mehr gerechtfertigten werde übergegangen werden müssen.

Zunächst machte sich das Bedürfnis fühlbar, die öffentliche Gesundheitspflege zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Dabei anregend, systemisch und eventuell auch wissenschaftlich pro- duzierend mitzuwirken erkante das Reichsgesundheitsamt als seine erste Pflicht.

Ganz von selbst ergab sich als weitere Obliegenheit „die Reichsregierung von den Fortschritten der Gesundheitswissenschaft in Kenntnis zu setzen“ und in Verbesserungsvorschlägen medizinal- und veterinär-polizeilicher Maßnahmen jene gesundheitswissen- schaftlichen Fortschritte samt und sonders nach Möglichkeit zum Besten des Volkes zu verwerten.

Diese beiden Obliegenheiten umfassen nun, richtig verstanden und erfüllt, einen imposanten und ungemein ergibigen Tätigkeits- bereich für die medizinische Centralbehörde.

Als beste Grundlage für eine ihren Namen mit der Tat führende Gesundheitswissenschaft erkante das Reichsgesundheitsamt mit Recht die sogenannte Medizinalstatistik.

Von dieser will es, daß sie „die Beziehungen der Menschen untereinander, ihre Geburts-, Entwicklungs- und Arbeitsverhältnisse, ihr Alter, ihre Umgebung, ihre Verteilung in territorialer Beziehung, den Boden, auf dem sie leben, das Wasser, das sie trinken, ihren Wohlstand, ihre Ernährung u. s. w.“ in zahlenmäßige Beziehung bringe zu den bei den Volksgenährigen „auftretenden Erkrankungen, zu ihrer Lebensdauer und zu ihrer Sterblichkeit“, und so gedenkt das Gesundheitsamt den Ursachen für die „Ab- name der Kraft und Gesundheit der Bevölkerung und der Ver- kürzung ihrer Lebensdauer“ auf die Spur zu kommen.

Dabei verhehelt sich das Reichsgesundheitsamt nicht, daß auch das Reich mit seinen 45 Millionen Einwohnern keineswegs ein Gebiet ist — groß genug, um wünschenswert sichere Aufschlüsse über Erkrankungs-, Siechtums- und Sterblichkeitsursachen zu geben; und es hält für geboten, die Erfahrungen in Deutschland durch die sonst in der Welt gemachten zu ergänzen. Aus diesen beiden Momenten ihrer Erkenntnis ist dem Gesundheitsamte das Streben entsprossen, die Fürsorge für die öffentliche Gesundheitspflege dem Rahmen der nationalen Beschränkung zu entheben und ihr zur Verankerung in einer internationalen Institution zu verhelfen.

In Deutschland selbst trat dem Reichsgesundheitsamt zuvörderst die Aufgabe entgegen, alle die öffentliche Gesundheitspflege angehenden Institutionen und Anordnungen einem und demselben Systeme unterzuordnen und anzupassen.

Zu diesen Einrichtungen, respektive Anordnungen gehören be- sonders die Erhebungen über die Geburten und Sterbefälle, bei welsch' letzteren sich das Bedürfnis eines Leichenschaugesetzes heraus- gestellt hat. Im Anschluß daran hat sich ferner auch die Not- wendigkeit genauer Erforschung und Vergleichung der Kinder- sterblichkeitsverhältnisse im Reich, insbesondere der Ursachen für die Mehrung der Kindersterblichkeit in den größeren Städten er- geben.

Diese Ermittlungen gedenkt das Gesundheitsamt in größtem Maße zu betreiben, indem es sich nicht damit begnügt, sich von den Magistraten aller deutschen Städte über 15 000 Einwohner regelmäßige Berichte über sämtliche Geburts- und Sterbefälle einzuholen, sondern auch durch die Vermittlung des auswärtigen Amtes alle kaiserlichen Konsulate im ge- meinten Auslande (im ganzen schon Ende 1879 nicht weniger als 736) dazu anhält, über in ihrem Konsulatsbezirke herrschenden Erkrankungs- und Sterblich- keitsverhältnisse, mit besonderer Rücksicht auf die gefährlicheren Epidemien, und vorzugsweise die Cholera und die Pest, regel- mäßige Nachricht zu geben.

Ferner hat sich die Aufmerksamkeit des Reichsgesundheitsamtes auf die Einführung einer Statistik der Erkrankungen in den deutschen Krankenhäusern, in der Armee und Marine, bei den Reichspost und den deutschen Eisenbahnverwaltungen, bei den Knappschaften und anderen Gewerkschaften gerichtet, spe- ziell zu dem Zwecke, zuverlässige Aufschlüsse über den „Einfluß der verschiedenen Berufs- und Beschäftigungsweisen auf die Ge- sundheit der betreffenden Bevölkerungsgruppen“ zu erlangen.

Ueber die Erkrankungen derjenigen Bewohner des Reiches, welche Armenunterstützung empfangen, will das Gesundheits- amt Bericht erstattet haben, sobald einmal für die öffentliche Armenpflege in ganz Deutschland gemeinsame Grundsätze gesetzlich be- stimmt worden sind.

Des weiteren beabsichtigt das Amt Untersuchungen über die allgemeinen Kraft- und Gesundheitsverhältnisse anzustellen und meint zu diesem Ziele am besten durch eine Reform der Rekrutierungsstatistik zu gelangen.

Am endlich einmal die Entstehungs- und Verbreitungsbe- dingungen der lebensgefährlichen Epidemien, der „großen Volks- und Wanderseuchen“ zu ergründen, erstrebt das Reichsgesundheitsamt im Einvernehmen mit der Cholera-Kommission eine Organisation des bezüglichen Ermittlungswesens über das ganze Reich hin — derart, daß jeder einzelne Fall von Cholera oder dergleichen sofort direkt an das Amt selbst zu melden wäre. Auch inbezug auf diese seine Aufgabe hält es die Ausdehnung des Ermittlungsver- fahrens über die gesamte Erde durch Gründung einer ständigen internationalen Seuchenkommission für geboten.

Die großen Wanderseuchen haben mit vielen sonstigen Krank- heiten eine Reihe prädisponirender, d. h. die Menschenkörper zu ihrer Aufnahme vorbereitender, Uebelstände gemein, z. B. Mangelhaftigkeit oder Verdorbenheit des Trinkwassers, Feuchtig- keit oder Unreinigkeit des Bodens an den Orten, wo Menschen wohnen, schlechte Wohnungen, Verunreinigungen der Flüsse u. s. w. Auch in dieser Richtung umfassen die Erhebungen in erster Linie die Städte von über 15 000 Einwohnern, damit ihre Ergebnisse in Vergleich gebracht werden können mit der dort im Gange be- findlichen Todesursachenstatistik.

An die Nachforschungen wegen der Ursachen der Verunreinigung des Bodens, des Trinkwassers und der Wasserläufe reihen sich die hochwichtigen Untersuchungen über die beste Methode für die Entfernung der Abfallstoffe, insonderlich der menschlichen Ex- kremente aus der Nähe der Menschenwohnungen.

Zu den notwendigen Forschungsarbeiten nach den Ursachen der menschlichen Krankheiten zählt das Gesundheitsamt mit

gutem Recht auch die Feststellung, wie die Viehseuchen, auch die wandernden, die, im Gegensatz zu den Epidemien bei den Menschen, sogenannten Epizootien — entstehen und sich verbreiten, da diese zu mannigfachen Erkrankungen der Menschen die Vorbildungen liefern. Wiederum handelt es sich hier zuerst um allseitige statistische Ermittlungen, mit denen die Ueberwachung der angeordneten Tilgungsmaßregeln Hand in Hand zu gehen hat.

Da man zur Bekämpfung der Epidemien wie der Epizootien unter andern prophylaktischen (vorbeugenden) Maßregeln die Desinfektion angewendet, d. h. versucht hat, die die menschliche Gesundheit bedrohenden Schädlichkeiten in der Luft, im Boden und im Wasser durch Chemikalien zu beseitigen, diese Desinfektion die auf sie gesetzten Hoffnungen aber nur zum geringen Teil gerechtfertigt hat, so erachtet es das Reichsgesundheitsamt auch für einen Teil seiner Aufgabe, „den Beziehungen der Desinfektionsmittel zu den Infektionsstoffen im Speziellen“ nachzuforschen.

Der Einfluß, welchen die Witterung auf Entwicklung und Ausbreitung der endemischen (eingebürgerten) und epidemischen Krankheiten hat, schuf dem Reichsgesundheitsamt ein weiteres Gebiet für seine Forschungen; demgemäß stellt es allwöchentlich die meteorologischen Beobachtungen aus acht klimatischen Bezirken Deutschlands mit den Sterblichkeitsberichten aus 149 deutschen Städten vergleichend zusammen.

Neben all' den angeführten umfangreichen und schwierigen Untersuchungsarbeiten hält sich das Gesundheitsamt für verpflichtet, jeden Zweig der Gesundheitspflege im Auge zu behalten, allen Fortschritten der Gesundheitswissenschaft wie auch der Sozialökonomie zu folgen und sich auf das genaueste über die Medizinal- und Veterinär-gesetzgebung zu unterrichten.

Dies alles gedenkt es zur technischen Vorbereitung der auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege zu erlassenden Gesetze und Verordnungen, wie zur Abänderung oder Erweiterung bestehender diesbezüglicher Gesetze auszunützen.

Aber nicht nur der Regierung beabsichtigt das Reichsgesundheitsamt mit den Resultaten seiner Forschungen und Erfahrungen belehrend zur Seite zu stehen, sondern es hat ganz richtig erlangt, daß durch Veröffentlichung umfassender medizinisch-statistischer Berichte mit eingehenden Erläuterungen die gesundheitswissenschaftliche Erkenntnis im Volke zu fördern in seinem Interesse und seiner Pflicht liegt.

Außer den bis hierher bezeichneten Aufgaben, welche sich das Reichsgesundheitsamt gestellt hat, füllt es sich ferner noch berufen, an der Beaufsichtigung des Geheimmittelhandels und der Unterdrückung des Geheimmittelhandels zu arbeiten; dann durch den Entwurf einer neuen Prüfungsordnung für die ärztlichen und tierärztlichen Examina diesen wichtigen Berufsgebieten noch solidere allgemein- und fachwissenschaftliche Fundamente zu schaffen; drittens auch den Gemeindebehörden jederzeit zu wissenschaftlichem Rat und wissenschaftlicher Auskunft zur Verfügung zu stehen.

Jedoch auch damit ist die Fülle der Aufgaben des Reichsgesundheitsamt noch nicht erschöpft: es hat vielmehr noch eine Anzahl von Fragen bezeichnet, zu deren gesundheitswissenschaftlicher Bearbeitung und Beantwortung es sich eine weitläufige statistische Erhebungen für genügend vorbereitet hält. Es sind dies die Fragen 1) des Gesundheitschuzes der Kinder; 2) des Schuzes der Irren; 3) der Hygiene der Fabrikarbeiter; 4) eines Reichsgesetzes, betreffend Maßregeln zum Schuz gegen Infektionskrankheiten des Menschen; 5) eines Reichsviehseuchengesetzes; 6) der Bearbeitung des Materials für fortlaufende Verordnungen zum Schuz gegen die Fälschung von Nahrungs- und Genußmitteln.

Das Gesundheitsamt ist der Ansicht, daß der Fälschung von Nahrungs- und Genußmitteln nur wirksam entgegengetreten werden kann durch Errichtung einer größeren Zahl technischer Untersuchungsstationen mit amtlichem Charakter und vereidigten Beamten, deren Tätigkeit nicht auf die Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel beschränkt sein darf.

Diese Untersuchungsstationen wünscht das Reichsgesundheitsamt zusammengesetzt zu sehen aus einem Chemiker, einem Arzte und einem Tierarzte, und die Aufgabe derselbe formuliert es also: 1) Untersuchung der der Station zur Untersuchung übergebenen Nahrungs- und Genußmittel inbezug auf ihre Zusammensetzung und gesundheitliche Beschaffenheit, so namentlich der Milch; 2) gleiche Untersuchung von Gebrauchsgegenständen; 3) Nachuntersuchung des Fleisches und seiner Fabrikate, insbesondere auf Trichinen, — wo Zweifel über die Richtigkeit einer ersten Untersuchung geltend gemacht werden; 4) fortgesetzte Untersuchungen der hauptsächlichsten zum Verkaufe ausgestellten Nahrungs- und Genußmittel; 5) fort-

gesetzte Untersuchungen der Trink- und Nutzwässer, der öffentlichen Wasserläufe und der Grundwasserhältnisse; 6) fortgesetzte Untersuchungen der Luft in öffentlichen Lokalen, zunächst in den Schulen.

Daneben sollen die Untersuchungsstationen eine Art von Unterrichtsanstalten für Polizeibeamte sein, indem sie diese mit einfachen Methoden der vorläufigen Prüfung von Konsumtibilien vertraut machen sollen.

Beaufsichtigt sollen die Untersuchungsstationen werden durch eine zweckentsprechende Anzahl von Kontrollstationen, die mit „einem technisch-wissenschaftlichen Hilfsapparate sowol, wie mit Personal wol auszustatten sind.“

Beiden, den Untersuchungs- und Kontrollstationen, gegenüber würde es dem Gesundheitsamte obliegen, in hygienisch-technischen oder wissenschaftlichen Fragen, soweit es der jeweilige Stand der Wissenschaft erlaubt, Unterstützung jederart zu gewähren, vornemlich auch „eine Zusammenstellung derjenigen Methoden zu veröffentlichen, welche bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften für jetzt am meisten zu empfehlen sind.“

Als „oberste, technisch-beratende und beaufsichtigende Instanz für die Organe der öffentlichen Gesundheitspflege im Reich“ füllt sich das Reichsgesundheitsamt auch berufen, den Erlaß von Verordnungen anzuregen, welche sich erstrecken auf die Art der Herstellung, Aufbewahrung, Beschaffenheit und Bezeichnung verkauflicher Nahrungs- und Genußmittel, Herstellung und Beschaffenheit von Gebrauchsgegenständen, auf die Ueberwachung des Verkaufs von Vieh und Fleisch, des Schlachtgeschäfts, auf die Reinlichkeit auf Märkten, in Schlachthäusern, Wirtschaften, Werkstätten zur Nahrungs- und Genußmittelbereitung und den Aufbewahrungsarten derselben.

Die Erkenntnis, daß zur praktischen Ausübung der Gesundheitspflege es im Reich noch fast gänzlich an geeigneten Exekutivorganen mangelt, veranlaßte das Gesundheitsamt zur Zusammenstellung folgender Grundsätze für die Organisation der öffentlichen Hygiene in ganz Deutschland:

1) Die Handhabung der Gesundheitspolizei, als eines integrierenden (nicht von ihr zu trennenden) Teils der Polizeigewalt überhaupt, steht der Ortspolizei zu. In kleineren Gemeinden und Verbänden obliegt nach Maßgabe der bestehenden Verfassung die Gesundheitspolizei teils der Ortspolizei, teils der Polizei des größeren Kommunalverbandes; 2) für jede größere Stadt, sowie für jeden größeren Kommunalverband, ist ein Gesundheitsausschuß einzusetzen; 3) für jeden Bezirk eines Gesundheitsausschusses ist ein ärztlicher Gesundheitsbeamter (Kreisarzt, Phyzikus u. s. f.) anzustellen, der seinen Wohnsitz womöglich an Wohnorte des Vorstehers der Polizeiverwaltung des betreffenden Verbandes hat; 4) Der Vorsitz im Gesundheitsausschusse steht dem Vorsteher der Polizeiverwaltung (Bürgermeister, Amtsvorsteher, Landrat etc.) in dem Verbands des Wirkungskreises des Gesundheitsausschusses zu. Der Gesundheitsausschuß besteht, außer dem Vorsteher der Polizeiverwaltung und dem ärztlichen Gesundheitsbeamten, aus folgenden, von der Vertretung des Verbandes zu wählenden Mitgliedern: a) einem Chemiker, b) einem Tierarzt, c) einem Bauverständigen, d) mehreren Mitgliedern, deren Zahl von der Vertretung des Verbandes bestimmt wird. — In denjenigen Einzelstaaten, in welchen zur Zeit eine Vertretung des Verbandes nicht vorhanden ist, bestimmt die Landesregierung die weitere Zusammensetzung des Gesundheitsausschusses. Wo zur Zeit die Gesundheitspolizei noch nicht in den Händen der Gemeinde liegt, ist der Bürgermeister oder ein von demselben zu delegierendes Mitglied des Magistrats Mitglied des Gesundheitsausschusses; 5) Der Gesundheitsausschuß ist bei allen wichtigen Anordnungen und Maßregeln im Interesse der Gesundheitspolizei zu hören. Er ist auch berechtigt, selbständig den kompetenten Behörden Vorschläge zu erteilen. Der Gesundheitsausschuß ist verpflichtet, den Verwaltungs-, sowie auch den Gerichtsbehörden auf Verlangen Gutachten abzugeben. Die Uebertragung weitergehender Befugnisse, sowie der Erlaß von Vorschriften über die Ausübung derselben kann im Wege der Reichs- und Landesgesetzgebung, sowie der landesgesetzlich zulässigen Autonomie der Städte und größeren Verbände stattfinden; 6) Vorschriften über die Behandlung und die Verteilung der Geschäfte, insbesondere auch über die Bildung von Abteilungen für einzelne Zweige der Gesundheitspolizei in größeren Städten werden von den Organen des betreffenden Verbandes, wo die Polizeiverwaltung dem Staate zusteht, von letzterem mit Zustimmung der erwählten Organe erlassen. Diese Vorschriften sollen zugleich feststellen, in welchen regelmäßigen Zwischenräumen Sitzungen abzuhalten sind.

Dies die Grundsätze des Gesundheitsamts für eine über das ganze deutsche Reich ausgedehnte Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege!

Wir sind damit zum Schlusse der über 17 Druckspalten in Groß-Quart umfassenden Denkschrift gelangt.

In diesem Schlusse wiederholt das Gesundheitsamt u. a. die Versicherung, daß es sich um die Ausbildung der Hygiene zu einer wirklichen Wissenschaft durch Zentralisation des gewonnenen wissenschaftlichen und Erfahrungsmaterials und Verarbeitung desselben zu einem Ganzen besonders bemühen werde.

Außerdem erklärt es sich für verbunden, das ärztliche Vereinswesen zu fördern und „gewählte Vertreter des ärztlichen Standes als außerordentliche Mitglieder des Gesundheitsamtes“ zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen.

Ueberhaupt brauche es eine erhebliche Verstärkung, um mit seinen Arbeiten in zweckentsprechender Weise auf dem Laufenden zu bleiben, und zwar nicht nur durch Spezialärzte verschiedener Fächer, sondern auch durch höhere Verwaltungs- oder Polizeibeamte,

dann einem Chemiker, einen Baubeamten und einen Fachgelehrten für das Apotekerwesen, insgesamt 10 Personen.

Auch Laboratorien zu chemischen, physikalischen, physiologischen und pathologischen Versuchen, ebenso wie zu Untersuchungen inbetrreff Vertreibung und Vorbeugung der Viehseuchen seien ihm einzureichen.

Im Vorstehenden ist all' das zusammengefaßt, was das Kaiserliche Gesundheitsamt leisten will und es sind darin gleichzeitig im großen und ganzen die Mittel angegeben, welche es bei seinen Arbeiten zu benutzen gedenkt.

Ehe wir zu der Untersuchung vorschreiten, wie weit das gelehrte Amt der selbstgestellten gewaltigen Aufgabe in den vier Jahren seit Abfassung seiner Denkschrift gerecht geworden ist, wollen wir uns in einer der nächsten Nummern über die Stellung klar zu werden suchen, welche dieses kaiserliche Gesundheitsamt mit seinen Zielen und Wegen zur Wissenschaft, wie sie bisher sich entwickelt hat und betrieben wurde, einnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe im wiener Ringtheater und deren Folgen.

Von Friedrich Hauert.

Das durch verbrecherischen Leichtsinns im Dezember vorigen Jahres im wiener Ringtheater hervorgerufene Unglück, dem hunderte von Menschenleben zum Opfer fielen, hat nicht nur das Entsetzen und die Teilname der gesammten zivilisirten Welt hervorgerufen, sondern auch eine Menge Vorschläge zutage gefördert, um solchen schauerlichen Ereignissen vorzubeugen. Auch hat man bereits in fast allen größeren Orten die Theater untersucht und da, wo es noch an den nötigen Vorsichtsmaßregeln fehlte, diese angeordnet. Ob die Ausführung derselben gesichert ist, könnte man mit Recht bezweifeln. Leider hat man im Ernst nur immer solange an solche verhütende Maßregeln gedacht, als der Schmerz über ein großes Unglück noch in den Herzen des Publikums nachzitterte; mit dem Verschwinden dieser Gefühlsregungen waren gewöhnlich auch die guten Grundsätze und berechtigten Maßregeln vergessen. So erschien noch im vorigen Jahre nach dem Brande des Theaters zu Nizza, der einer großen Zahl Menschen das Leben raubte, in der „Oester. Verbands-Feuerwehrzeitung“ eine Serie von Artikeln, die mit großer Sachkenntnis geschrieben, unter dem Titel „Theaterbrände und deren Verhütung“ im Separatabdruck vorliegen. Diese Schrift ist für den geringen Preis von 40 Pfg. zu haben, also jedermann zugänglich. Sie rügt gerade die Uebelstände, welche wesentlich, wenn nicht ganz das schreckliche Unglück im Ringtheater noch in demselben Jahre veranlaßten.

Aber noch lauter spricht für endliche gewissenhafte Durchführung von Sicherheitsvorrichtungen in Theatern die Statistik der Theaterbrände selbst.

So bringt Foelsch, der in einem größeren Buche dieses traurige Kapitel behandelt, darüber folgende Zahlen: Theaterbrände fanden statt im 16. Jahrhundert 2, im 17. Jahrh. 16, im 18. Jahrh. 59, im 19. Jahrh. von 1800—1810 16, von 1810—20 14, von 1820—30 31, von 1830—40 33, von 1840—50 44, von 1850 bis 60 74, von 1860—70 98 und von 1870—1880 118. Man sieht also, daß in demselben Grade, wie die Theater an Zahl zugenommen, wie die Theatergebäude selbst an glänzender und großartiger Ausführung und räumlicher und ästhetischer Hinsicht gewonnen und in demselben Grade, wie sich die technischen Wissenschaften gehoben haben, sich also unser Können in bezug auf Verhütung von Unglücksfällen gesteigert hat, auch die Gefahr gewachsen ist, in einem Theater zu verkommen, zu erstickten, zerquetscht, zertritten, oder sonst in einer Weise um sein Leben gebracht zu werden. So raubte der Brand des Schomburgtheaters zu Amsterdam (1772) 19 Menschen das Leben, der des Coliseo zu Saragossa (1778) 137, der des Opernhauses im Palais Royal (1781) 21, der des Theaters in Capo d'Istri (1794) 1000, der des Grand-Theaters zu Nantes (1796) 7, der des Theaters zu Richmond (Ver. St. 1811) 78, der des Lehmann-Theater in St. Petersburg (1836) 800, und der des städtischen Theaters zu Sinigaglia (Ancona 1838) 2 Menschen das Leben. Dagegen zählte man, als 1845 in Canton das chinesische Theater ein Raub der Flammen wurde, nicht weniger als 1670 Tote und 1700 Verwundete; beim 1844

stattgehabten Brande des Royal-Theater zu Quebec in Canada gab es 200 Tote; 1847 beim Brand des Hoftheaters in Karlsruhe 63 Tote und 200 Verwundete, bei dem des kaiserlichen Opernhauses zu Moskau 1853 11 Tote. 1867 brannte das Theater deli Eguidolli in Livorno ab und das Resultat war 100 Tote und 200 Verwundete; in demselben Jahre wurde das American-Theater zu Philadelphia von dem gleichen Schicksale betroffen, wobei 13 Personen umkamen und 16 verwundet wurden. Der Brand des Theaters zu Tientsin in China (1872) forderte 600 Menschenopfer; der zu Brooklyn (Ver. St. 1876) 283 und eine noch größere Zahl Verwundeter und beim Brand des Theatre des Variétés zu Montpellier kamen 400 Menschen in den Flammen um. Das sind in ca. 100 Jahren 5404 Tote und 2516 Verwundete. Die Toten von Nizza und vom wiener Ringtheater sind nicht mit inbegriffen; man kann sie jedoch ganz ruhig auf 1000 veranschlagen. Damit erhält man eine Summe vernichteter Menschenleben, die doch hinreicht, um so dringlich wie möglich zur Vorsicht zu mahnen.

Aber der Leichtsinns, welcher leider noch eine viel zu große Herrschaft in den mannigfaltigsten Verhältnissen des Menschenlebens besitzt, ist es auch hier, und zwar in noch viel höherem Grade als sonstwo, der die größten Unglücksfälle verschuldet. Man faßt das Theater als eine Vergnügungsanstalt auf und stürzt sich mit demselben Leichtsinns hinein wie z. B. in ein Tanzvergnügen auf freiem, gefahrlosen Rasenplatz. Leichtsinns bei der Gebäudeanlage, Leichtsinns bei den Schutzmaßregeln, Leichtsinns in der Bedienung derselben bei einem ausgebrochenen Brande, Leichtsinns von Seiten der Behörden bei Ueberwachung derselben, kurz Leichtsinns an allen Ecken. Der ganze Plunder des modernen Theaters, das hauptsächlich auf den Sinnesreiz, den materialistischen Sinnesfibel spekulirt, ist davon durchweht, das Publikum jauchzt ihm ebenso leichtsinnig zu — ist es denn da ein Wunder, wenn ein Fünkchen des realen Elements diesen saft-, kraft- und gehaltlosen Zunder streift, ihn entzündet und die ganze Budike inklusive Zuschauer vernichtet! Bricht dann über diese Gesellschaft das Unglück herein, dann ist es die Kopflosigkeit, welche das ganze System so schlagend charakterisirt, und das Malheur noch im höchsten Grade verschlimmert. Wo soll aber Kopf im Unglück herkommen, wenn unter normalen Verhältnissen keiner vorhanden ist? Und sprechen nicht gerade die vielen Theaterbrände mit ihren Hekatomben von geopfertem Menschenleben — geopfert trotz aller Warnungen, trotz aller Vorschläge der Fachmänner zu Gegenmaßregeln, für die permanente Kopflosigkeit der Herren, die sich als Repräsentanten und Schützer des Theaters so gern oft öffentlich geben? —

Man geht wol nicht fehl, wenn man hierin und in dem Charakter des modernen Theaters den Hauptgrund für die grauenhaften Unglücksfälle sieht. Die Zeitgenossen Sophokles und Shakespeare gaben sich noch mit dem Genuß des Dichterwerks one all und jeden Bühnenaufwand zufrieden und es mag dahingestellt sein, ob sie nicht schließlich einen höheren Genuß an den Kunst-

werken dieser Genies empfanden, wie unser heutiges Theaterpublikum, das sich ebenso, der Mode folgend, auf eine Theaterloge abonniert, wie es sich eine Hutfaçon wälzt, eine Schleife auf eine bestimmte Stelle des Kleides näht, oder die Haare borstenartig ins Gesicht kämmt. Heute gehen die meisten nicht mehr ins Theater, um den Alltagsstaub abzuschütteln und den widerlichen Zwist im profanen Leben auf Momente zu vergessen, sich für das Ware, Gute und Schöne zu begeistern und sich zu ihrer Tätigkeit als Mensch zu stärken — heute will man sich „erholen“ — richtiger gesagt, „amüsieren“. Lachen will man und im Gelächter das Elend des Tages erstickend, oder doch da wo dies nicht der Fall, durch hohlen Pomp und Flitter seine Sinne derartig berauschen, daß man die Misere des Lebens vergißt. Derartige Stücke nun, „Ausstattungsstücke“ werden sie wol auch genannt, ziehen das meiste Publikum an, füllen den Herrn Direktoren die Kasse — lassen die Herrn Schauspieler in recht üppigem Glanze erscheinen, der die eigene Kunst erzeigen muß, häufen aber auf der Bühne und in deren unmittelbaren Nähe eine Masse von leicht verbrennlichen Stoffen auf, die, wenn sie einmal entzündet und nicht sofort gelöscht werden, im Nu das Feuer so mächtig nähren, daß binnen wenigen Minuten an keine Rettung mehr zu denken ist. Bei den meisten Theaterbränden ist aber gerade unter den Requisiten auf der Bühne und dem Schnurboden der Heerd des Feuers gewesen. Es fällt uns nun gar nicht ein zu verlangen, man solle zu jener Einfachheit der Dekorationen zurückkehren, wie sie zur Zeit Sophokles und auch zur Zeit Shakespeares herrschte. Wir machen mit Recht Ansprüche darauf, daß die Täuschung, die sich vor unsern Augen auf der Bühne vollzieht, eine vollkommene sei und daß die Szenerie ebenso war wie die Handlung sei und mit dieser im Einklang stehe. Aber man halte sich in die zulässigen Grenzen und hüte sich vor jeder Uebertreibung, welche die Sinne des Zuschauers ja so wie so von dem eigentlichen Stück abziehen muß.

Dann ist schon so oft der Vorschlag gemacht worden, man möge alle Dekorationsstoffe auf der Bühne mit einem Stoff imprägnieren, wodurch sie unverbrennlich gemacht werden. Vorzüglich eignen sich dazu Wasserglas, Alaun und Bittersalz. Ausführlich haben wir schon in einem kurzen Artikel, „Flammenschutzmittel“ überschrieben, in No. 29 Seite 360 d. Bl. vom vorigen Jahre, die schützende Kraft des Wasserglases und des wolframsauren Natron beschrieben. Es wundert uns nur, daß man, nachdem diese Mittel schon häufig verwandt wurden, um Holzwerk auf Bodenräumen von Privatwohnungen gegen das Verbrennen zu schützen, sie noch nicht zum Imprägnieren der Theaterdekorationen, wie aller sich auf und in unmittelbarem Bereich der Bühne befindlichen Requisiten verwandt hat. Wasserglas, das sich auch als Bindemittel der Farben verwenden läßt, könnte bei allen Malereien benützt werden, ebenso könnte man die in Leinwand ausgeführten Dekorationen, wie das gesamte Holzwerk damit tränken. Die Gegenstände würden dann, selbst wenn sie in unmittelbare Nähe eines intensiven Feuers kämen, nur verholten und nie das gefährliche Element weiter verbreiten. Verschiedene Proben, die man damit angestellt, haben dies bestätigt. Dieselbe Prozedur könnte auch den leichten Garderoben, namentlich der Damen vom „Corps de Ballet“ nichts schaden, da dieser Junder sich mit Leichtigkeit an einer Lampe entzündet und die Flamme im ersten Schrecken anderen Gegenständen und Personen mitgeteilt wird.

Die Herren Theaterdirektoren sollen sich nun, wie man sagt, gegen die Anwendung dieses Mittels gesträubt haben, wenigstens ist sie bei den letzten großen Theaterbränden, wie auch in Wien schmerzlich vermißt worden. Vielleicht fürchten die Herren, es möchten die Stoffe dadurch so erhärtet werden, daß der Faltwurf nicht nach den Regeln der Kunst herzustellen ist. Aber die Polizei, die, wie namentlich aus Wien berichtet wurde, mit Argusaugen darüber wacht, daß ja nicht ein Wort, ein Witz oder sonst etwas auf der Bühne gesprochen wird, welches den Ohren der allerhöchsten Herrschaften unangenehm klingt, hätte doch die ernsteste Pflicht, darüber zu wachen, daß nicht die Gesundheit und das Leben von tausenden aufs Spiel gesetzt wird. Hier sollte sie eine durch das Gemeinwohl gerechtfertigte Strenge unerschütterlich walten lassen und sie würde sich in diesem Falle auch den Dank des hartnäckigsten Oppositionsmannes verdienen.

Aber nicht allein hier, auch betreffs der ganzen Anlage und der Ausführung eines Theaterbaues sind die gewissenhaftesten Vorschriften und die strengste Durchführung derselben nötig. Einer der größten Architekten der Neuzeit, der erst vor einigen Jahren

verstorbene Semper, sagte einst, das moderne Theater sei ein Guckkasten, aus dem man wie aus einem Trichter herauskomme, und hat wol damit trefflich die Kunst-Leistungen desselben wie auch gerade einen großen, sich bei ausbrechenden Unglücksfällen schwer rächenden Fehler, den der geringen Zal und drangvollen Enge der Ausgänge gekennzeichnet. Möglichst viele und bequeme Ausgänge — am besten aus jedem Rang direkt auf die Straße führend — breite Treppen, große Vestibules sind wol die ersten Forderungen, die gestellt werden müssen, um ein möglichst schnelles und gefahrloses Verlassen eines Theaters zu ermöglichen. Dringendst notwendig ist dann noch, daß sämtliche nach den Gängen führende Türen sich nach außen öffnen, damit es nicht vorkommen kann, daß sich, wie im wiener Ringtheater, die den Ausgang suchende und dorthin drängende Menge vor der zugebrückten Türe staut und die vordersten infolge des Drucks, der in Todesangst schwebenden hinteren Massen die Türe nicht öffnen konnten. Die für Notfälle angelegten separaten Ausgänge müssen durch weit sichtbare Ueberschriften mit den auch im Dunkeln leuchtenden Farben versehen sein. Auch die Wände der Korridore und Treppenhäuser könnte man am besten mit dieser im Finstern eine Mondhelle ausstralende Farbe überziehen. Ueberall im ganzen Hintergebäude sollte außerdem eine genügende Zal Dellampen, während der Vorstellung brennend, angebracht sein, damit, wenn bei einem Unglücksfall ein kopfloses Individuum, wie in Wien, den Gashahn schließt, das im Theater befindliche Publikum nicht noch der Gefahr und dem Graus der Finsternis überantwortet wird. Empfehlenswert ist jedenfalls, diese Dellampen in Laternen aufzuhängen, welche die nötige atmosphärische Luft durch Kanäle von außen erhalten, wodurch verhindert wird, daß der schnell überhandnehmende Rauch sie nicht auslöscht. Die Treppen, sowie die Ausgänge überhaupt sollten ganz aus Stein und so massiv hergestellt werden, daß sie der übermäßig großen Last, welcher sie bei einer plötzlich hereinbrechenden Katastrophe ausgesetzt sind, genügend Widerstand leisten.

Holz sollte überhaupt möglichst wenig zum Theaterbau verwandt werden; das jetzt mehr und mehr zum Häuserbau in Verwendung kommende Eisen würde viel besser seine Schuldigkeit tun. Das Bekleben der Plafonds und der Wände mit Leinwand oder Papier sollte verboten werden und womöglich auch der Lackanstrich auf dem Holzwerk unterbleiben. Wo letzterer dennoch angewandt wird, müßte eine genügende Fläche in unmittelbarer Nähe der beleuchtenden Flammen durch einen Blechüberzug vor dem Entzünden geschützt werden. Im übrigen hat die Farbenchemie solche Fortschritte gemacht, daß ein vollständiger, feuerfester Ersatz für die Oel- und Lackfarben vorhanden ist. Dann wären die Räumlichkeiten, welche zur Aufbewahrung der leichtverbrennlichen Materialien dienen, durch feuerfeste eiserne Türen zu verschließen und durch so starke massive Wände zu isoliren, daß bei einer etwaigen Entzündung ihres Inhalts das Feuer auf diesen Raum beschränkt bliebe.

Namentlich sollte aber der Bühnenraum so angelegt werden, daß derselbe bei Ausbruch eines Brandes vollständig abgeschlossen werden kann. So machte der berühmte wiener Architekt Hasenauer in einem kürzlich abgegebenen Gutachten den Vorschlag, den Bühnenraum nach den hintern drei Seiten gänzlich durch starke massive Mauern zu umgeben, deren notwendige als Eingänge zc. dienende Oeffnungen mit eisernen Türen verschließbar sind. Die Vorderseite der Bühne, das Proszenium, hingegen wäre mit einem eisernen Vorhang abzusperren, so daß die Bühne ähnlich wie ein Kalkofen ausbrennen könne, ohne daß die übrigen Teaterräumlichkeiten dadurch in Gefahr kämen. Zur Sicherheit für das Bühnenpersonal empfiehlt der genannte die für sich massiv aufgeführte Bühne gleichfalls mit ringsum laufenden, massiven Gängen zu versehen; außerdem noch in die festen Mauern der Bühne feuerfest verschließbare Oeffnungen anzubringen, durch welche die Feuerwehr die das Feuer dämpfenden Wassermassen dirigiren könne.

Von eisernen Vorhängen hat man bis jetzt, da wo sie überhaupt zur Verwendung kamen, die Drahtkourtime angebracht. Man hat nun behauptet, diese sei nicht hinreichend, da sie gleichfalls die Gase wie den erstickenden Rauch durchlasse. Prof. Dr. G. Weidinger bestreitet dies nun in einem, den Schutzvorrichtungen in Theatern gewidmeten Vortrage. (Bad. Gewerbeztg. No. 51 1881). Draht lasse sich so dicht weben, daß keine sichtbaren Zwischenräume vorhanden sind und selbst bei geringerer Dichtigkeit gestattet er nur einen sehr schwachen Durchgang von Luft und Rauch. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls wird unsere

Technik auch einen Vorhang aus starkem Eisenblech oder einen sich rollenden Vorhang aus Stalplatten konstruieren können, der durch eine mechanische Vorrichtung sich leicht dirigieren läßt. Jedenfalls muß dann dieser Vorhang außer bei den Proben und der Vorstellung stets geschlossen sein, damit nicht wiederum der Fall eintrete wie in Wien, wo er stets oben blieb und dann so einfroste, daß er in dem Augenblick, als er seinen Schutz spenden sollte, den Dienst versagte. Daß ein Theater mit der nötigen die Räumlichkeiten genau kennenden Feuerwehr versehen, wie im Besitz der Löschapparate sein muß, halten wir für selbstverständlich. Da wo die städtische Wasserleitung nicht das feuchte Element bis in die höchsten Räume mit ausreichender Kraft treibt, müssen große Reservoire angelegt werden, die stets, entweder durch die im Theater etwa verwante Maschinenkraft oder durch Menschenhand mit Wasser gespeist werden und dauernd angefüllt sein müssen. Vorrichtungen, welche die Löschmannschaften in den Stand setzen, die brennende Bühne von allen Seiten unter Wasser zu setzen, gehören gleichfalls zu den Notwendigkeiten. Man hat da, wo genügend Wasser vorhanden, auf dem oberen Teil der Bühne, am besten über dem Schürboden, Röhren angebracht, die, fein durchlöchert und durch einen Druck am Hahn, den ganzen bedrohten Raum mit einem Sprühregen überschwemmen. Die Gasleitung ist in den neueren Theatern wol überall für Bühne und Zuschauerraum getrennt, so daß bei Gefahr das Gas der Bühne abgestellt werden kann, während der Zuschauerraum beleuchtet bleibt.

Wie dringend eine solche Einrichtung am Platze ist, beweist wiederum der Ringtheaterbrand, bei welchem die plötzlich eintretende Dunkelheit die große Verwirrung und das schreckliche Ende von hunderten mit verschuldet hat. Hier war nun dieselbe Teilung der Beleuchtung vorhanden und nur die ärgste Kopslosigkeit verlöschte auch die Flammen im Zuschauerraum.

Um sicher zu sein, daß alle Vorsichtsmaßregeln in entscheidenden Momente ausgenützt werden, müßten zu dem Sicherheitsdienst in den Theatern die zuverlässigsten, gewissenhaftesten und mit den Einrichtungen in Theatern vertrautesten Männer gewählt werden, die stets eine Stunde vor und nach der Vorstellung vollständig am Platze zu sein hätten und über die ein Beamter, der den Dienst gleichzeitig mitanzutreten hat, die Kontrolle führt. Die zum Theaterdienst verwanten Mannschaften müssen vom Vorgesetzten bis zum untersten für jeden Schaden verantwortliche Angestellte sein und entsprechend ihrer wichtigen Stellung besoldet werden, damit sie ihre freie Zeit nicht zu anderer Tätigkeit zu verwenden brauchen. Die Hauptverantwortlichkeit trüge natürlich der den Dienst kontrollierende und anordnende Beamte. Keiner von den Mannschaften dürfe während der Dienstzeit seinen Posten auch nur auf eine Sekunde verlassen. Freilich wären die Strafen für die Unterlassung der polizeilichen Anordnungen auch hier wie sonst nicht allein imstande, für das Pflichtgefühl zu garantieren, wenn nicht dieses selbst gewillt und nicht in jeder einzelnen der am Theater beschäftigten Personen das Bewußtsein der ernsten und schönen Aufgabe, der das Institut dient, nachgerufen würde. Der Direktor wie der Kulissenchieber, der darstellende Künstler wie der Statist, der überwachende Polizeibeamte wie der Lampenanzünder und Feuerwehrrmann müssen sich vollständig bewußt sein, daß das Institut, in dessen Dienst sie stehen, den edelsten und schönsten Leistungen des menschlichen Geistes in den Herzen des Volkes Eingang zu schaffen hat.

Jemand, der Name ist mir entfallen, es tut auch nichts zur Sache, hat nun eine automatische Einrichtung empfohlen, welche alle die Vorsichtsmaßregeln auf der Bühne selbsttätig in Gang setzt. Man solle nämlich oben über dem Bühnenraum überall horizontale Fäden ziehen, die an den Seiten herunterhängend mit Gewichten beschwert sind. Bricht ein Feuer auf der Bühne aus, so fallen die Gewichte, da die Flamme die Fäden sofort verbrennt, herunter und auf Knöpfe, die mit einer elektrischen Leitung in Verbindung stehen. Der elektrische Apparat wird durch diese Verührung in Tätigkeit gesetzt, dieser öffnet an den Wasserreservoirs die Hähne, und das Wasser strömt durch die oben beschriebenen Röhren auf die Bühne. In derselben Weise wird die den eisernen Vorhang niederlassende Vorrichtung in Bewegung gesetzt und dieser läßt sich herab. Ist keine eiserne Kurbel vorhanden, so empfiehlt der Betreffende über dem gewöhnlichen Theatervorhang eine eiserne Röhre anzubringen, die mit Wasser gespeist und kleinen Löchern versehen, denselben so durchnäßt, daß an ein Abbrennen vorläufig nicht zu denken ist. Dieser Vorschlag ist jedenfalls der Diskussion wert.

Prof. Dr. Weidinger weist außerdem in seinem bereits ge-

nanten Vortrage darauf hin, daß im wiener Ringtheater weniger die durch das voreilige Gasausdrehen erzeugte Finsternis, sondern vornemlich der Mangel an Ventilation schuld an dem kolossalen Verlust von Menschenleben gewesen sei. Der auf der Bühne riesig angehäufte entzündete Brennstoff habe einen furchtbaren Qualm erzeugt, der keinen Abzug fand und binnen weniger als einer Minute nicht nur den oberen Raum des ganzen Theaters erfüllte, sondern auch sämtliche offen brennenden Flammen hätte auslöschen müssen. Daß selbst mehrere Theaterdiener, welche die Büllete abgenommen, mit umgekommen sind, liefert den besten Beweis dafür, denn diese hätten doch die Räumlichkeiten so genau gekannt, daß sie auch im Dunkeln ihre Rettung hätten bewerkstelligen können. Man hat nun zwar von dem verwirrten Benehmen des Theaterpersonals so viel gehört, daß die Verunglückung einzelner Glieder desselben nicht als Beweis für die obige Behauptung gelten kann, aber die übereinstimmenden Angaben, daß bevor der Dachstuhl nicht durchgebrannt, fast alle Beschlüsse im Innern des Theaters, und zwar selbst in den Gängen verlöschten, spricht nur zu deutlich für den gänzlichen Mangel an Ventilation. Dr. Weidinger will daher im Dach über dem Bühnenraum Abzugsöffnungen angebracht wissen, deren Größe in Einklang mit den Öffnungen zu bringen ist, welche unten dem Theater frische Luft zuführen, und nimmt an, daß bei Theatern mittlerer Größe die verschiedenen Öffnungen im Dach insgesamt 30–40 Quadratmeter betragen müssen. Diese Lufen sind mit Eisenblechtafeln vermittelst einer von einem Gewicht beschwerten Schnur zu schließen, welche letztere durch den Brand erreicht, das Gewicht fallen läßt, worauf der Verschuß herunterfällt und die Öffnung frei wird. Andererseits können auch durch einen Mechanismus sämtliche Ventilationslöcher auf einmal geöffnet werden. Dieser Vorschlag ist ebenso einfach wie empfehlenswert und dürfte sich sehr gut vereinigen lassen mit dem hagenauer'schen Vorschlag, zu dem wir blos noch hinzufügen, daß die Isolierung des Bühnenraums dadurch am wirksamsten werden kann, daß die denselben abschließenden Mauern mehrere Meter über das Theaterdach emporragen, was bei den meisten neuen Theater auch der Fall ist. Daß ein Theater gänzlich frei stehen muß, halten wir für selbstverständlich.

Das Hauptübel unseres modernen Theaterwesens und damit der Grund zu den häufigen Unglücksfällen liegt aber gerade in der Profitgier. Das wiener Ringtheater hat dies auf das eklatanteste gezeigt. Verschiedene Unternehmer waren in diesem so prächtig ausgeführten und eingerichteten Tempel Thaliens schon Bankrott geworden, man mußte also die geschäftlichen Kniffe, alle Extraparisse auch am unrechten Ort anwenden, um zu reussieren. Das Theater wird aber, wenn solche Maximen platzgreifen, aus einem Tempel der Kunst zu einem Hause des Geldverdienens prostituiert. Der die riesig hohe Pacht zahlende Direktor muß dann alle jene Spektakelstücke aufführen, die ihm das Haus womöglich überfüllen, damit er seine Rechnung findet und schließlich zum Millionär wird. „Billig und schlecht“ ist deshalb die Devise für die Leute, die meist auf der Bühne prunken, an deren Tätigkeit aber die Sicherheit und das Leben des theaterbesuchenden Publikums hängt. Dagegen ist „teuer und schlecht“ die Lösung für die künstlerischen Leistungen selbst, und das Resultat für diejenigen Direktoren, die nicht Millionär werden, sondern „Pech“ haben, eine Katastrophe wie in Wien oder doch zum mindesten ein widerlicher „Theaterfandau“ (wie in Leipzig).

Letztere Stadt ist das bezeichnendste Muster für unser heutiges Theater. Jaraus, jarein schimpft man über die habgierigen Theaterdirektoren und doch lenen die biedern Stadtväter jeden Antrag des Rats, der kommunale Verwaltung dieses Instituts fordert, ab, weil die letztere Einrichtung der Gemeinde nicht so viel einbringt, wie die Pacht. Man steigert also den Pachtzins auf das Höchste und läßt den Pächter dann ruhig gewähren, wenn er seine Geschäftskunststücke macht, um Auslagen und Profit aus dem Theater herauszuschlagen. Die Unterlassungssünden „hinter den Kulissen“, die aus diesem System hervorgehen, sieht man aber erst, wenn auf dem Altare der Profitwelt die üblichen Menschenopfer dargebracht sind. Dann rürt man die Betteltrommel und brühet sich mit den tausenden, die die „völltätige Stadt“ gespendet. Hätte man die „milden Gaben“ zum Nutzen der dramatischen Kunst vorher gespendet, so würden nicht nur gräßliche Unglücksfälle verhütet werden, sondern es hätte auch ware Kunst von der Bühne der versammelten Gemeinde zu Herzen sprechen können.

Wie die Museen meist längst schon Gemeineigentum sind,

so müssen auch die Theater der Gesellschaft, des Staates Eigentum werden. Die Kunst, hervorgezaubert durch den Genius der Menschheit, soll in unsern Theatern kein Mittel der niedersten Spekulation mehr sein. Sie soll vielmehr Geist und Gemüt derer, die des Tags über in schwerer Arbeit tätig sind, beleben und befruchten, sie laben und stärken zu neuem Tun. Aber gerade im Interesse jener Bevölkerungsschichten, welche nach des Tages Last und Mühen hie und da sich im Theater Erholung suchen und

aus Mangel an schönem Mammon den höchsten und den letzten unter diesem System lebensgefährlichen Rang besuchen müssen, verlangen wir die Beseitigung dieses Systems des Leichtsinns und der Frivolität. Hinweg mit der drohenden Todesgefahr aus dem Reich der reinen, hehren Muse. Raum für den Flügelschlag der Kunst, jener Kunst, die uns von den Genien des Sophokles und des Shakespeare, Molières und Lessings, Goethes und Schillers nahegeführt worden ist.

Die Wanduhr.

Eine wiener Weihnachtsgeschichte von A. von Baden.

Behaglich in seinem Lehnstuhl lag Dr. Bollbach, eine Pfeife schmauchend, aus der er so kräftige Dampfwolken entsante, daß die ganze Stube in Rauch gehüllt erschien. Alles war still, nur die schwarzwälder Uhr an der Wand tickte hin und her und der Doktor träumte, wie man offenen Auges gar manchmal zu träumen pflegt. Es war ihm als ob ihm die Uhr mit ihrem Tick-tack zuflüsterte: „Heut ist Weihnachten, heut ist das letzte Weihnachtsfest, das wir beide allein feiern. Morgen nimst du dir ein junges, schmuckes Frauchen, dann wird es lustig hergehen, dann werde ich mich nicht mehr den ganzen Tag allein zu unterhalten brauchen, während du bei deinen Kranken bist. Da steht schon der neue Flügel, mit dem will ich um die Wette Musik machen und dazu singt dein Frauchen. Das soll eine Freude werden!“

Der junge Arzt hörte willig dem Geplauder der Uhr zu; manchmal seufzte er, dann aber erhellten sich seine schönen, männlichen Züge wieder und es glänzte aus ihnen wie lauter Freude und Sonnenschein. Plötzlich schwieg die alte Uhr und ließ durch eine kleine Thür einen Kukul heraus, der sechsmal hellrufend dem Doktor zuwinkte. Dieser sprang mit einem Ruf des Erstaunens auf. Da trat schon die alte Wirtschaftlerin hütelnd ein:

„Herr Doktor, es ist Zeit; der Friedrich ist vorgefahren.“ Und seine Hand ergreifend fuhr sie fort: „es ist heut der letzte Tag, Herr Bollbach, Sie sind mir stets ein guter Herr gewesen und ich habe immer meine Pflicht getan und morgen, da hat's ein End', da ist die alte Hanne überflüssig.“

„Nicht doch, Hanne, lassen Sie das Weinen; von morgen ab haben Sie auch noch für mein junges Weib zu sorgen!“ Schluchzend reichte die Alte ihrem Herrn den Pelz. „Und in einer Stunde kommen Sie mit mir nach, Hanne, dann verleben wir unsern letzten Junggesellen-Weihnachten bei meiner lieben Braut! Nicht war?“

Die eine Antwort abzuwarten eilte er die breite marmorne Treppe hinab und wollte eben die Haustüre schließen, als ein kleines, dürftig gekleidetes Mädchen sich schüchtern ihm näherte.

„Wohnt hier Dr. Bollbach?“ frug sie zögernd.

„Gewiß mein Kind, was willst du von ihm?“

„Ach, mein Bruder ist so krank, so sehr krank!“ schluchzte das Mädchen.

„Und da soll ich zu ihm und ihn gesund machen? Ich selbst bin Dr. Bollbach; komm, ich will deinem Bruder helfen. Wo wohnst du denn?“

Das Kind nante eine entfernte in der Vorstadt liegende Straße. Der Doktor strich verlegen seinen stattlichen Schnurrbart, — mit der Weihnachtstrenude war es nun vorläufig nichts. Doch sein Beruf und seine Pflichterfüllung waren ihm heilig und so hob er ohne Zaudern das schüchtern widerstrebende Mädchen sanft in den Wagen.

Das arme Kind drückte sich in eine Ecke und weinte still vor sich hin one die tröstenden Worte ihres Begleiters zu beachten. Und als er frug, wer ihre Eltern wären, da rangen sich krampfhaft Schmerzestöne aus der jungen Brust.

Draußen prangten die Läden in reichem Weihnachtsschmucke und ergossen ein Lichtmeer auf die Straßen; hastig eilten die Leute hin und her mit Packeten beladen, um ihre Lieben zu beschenken und zu erfreuen, und da drinnen im Wagen saß das blasse, zitternde Mädchen und weinte bitterlich!

Jetzt eilte der Wagen an einem großen Plaze vorbei, auf dem verkohlte Balken und schwarze Trümmerhaufen eine Brandstätte kennzeichneten. Das Kind sah einen Augenblick mit den verweinten Augen durch die Fenster und fur entsetzt zusammen, um dann noch leidenschaftlicher seinem Schmerze Ausdruck zu verleihen.

Dr. Bollbach hing mit seinem Blicke an der zarten, schönen Gestalt. War es Trauer um den kranken Bruder und Furcht, daß er sterben werde, die so heiße Tränen hervorpreßten? Mitleidig strich er die schönen blonden Haare des Mädchens. „Heute ist ja Weihnachten, liebes Kind, da freut sich Alles und da sollst du auch nicht so traurig sein. Vertraue mir, ich werde deinem lieben Bruder helfen. So, nun beruhige dich, sieh da draußen die vielen Lichter; gelt, nun hörst auf zu weinen?“ Allmählich versiegten die Tränen, stumm und in sich gekehrt saß die Kleine, nur zuweilen noch krampfhaft aufschluchzend.

Endlich hielt der Wagen. Das Mädchen eilte mit fiebrighafter Ungeduld voraus, um den Weg zu zeigen, der über einen schmalen Hof führte. Dann tapte sie lautlos eine dunkle, steile Treppe hinauf, immer höher und höher, bis sie vor einer Türe halt machte, aus deren Nizen Lichtschimmer hervordrangen. Einen Augenblick lauschte sie — alles still, nur ihr schneller Atem war vernehmbar. Vorsichtig öffnete sie die leicht angelehnte Thür. Der matte Schein einer Lampe ließ eine dürftig, aber sauber eingerichtete Stube erkennen. Von unten drang der Jubel fröhlicher Kinder herauf und bildete einen traurigen Kontrast mit dem wehen Stöhnen des kranken Knaben, der fiebergelbend dort in seinem kleinen Bette lag.

„Muß er sterben?“ flüsterte das Mädchen angsterfüllt. Der Arzt überzeugte sich nach kurzer Prüfung, daß das Kind von einem schweren Nervenfieber heimgesucht war.

Das Mädchen war mit gespannter Aufmerksamkeit der Untersuchung gefolgt und als der Arzt jetzt besorgt den Kopf schüttelte jammerte es: „Gelt, Walter stirbt?“

Dr. Bollbach ergriff ihre kleine zarte Hand. „Mein gutes Kind, ich hoffe, daß er leben bleibt. Und nun sage mir, wo sind deine Eltern?“

Das Mädchen sah ihn starr an, als habe sie die Frage nicht verstanden. Dann schrie sie mit einem Tone voll des furchtbarsten Schmerzes: „Verbrant!“ Der starke Mann fuhr zurück, es schnitt ihm dieser Ton durch Leib und Seele.

„Verbrant? Armes bedauernswertes Kind, im Ringtheater verbrant? O Gott, nun verstehe ich!“ Wie eine Bentnerlast legte es sich plötzlich auf seine Brust, sein Atem stockte und ein nervöses Zittern befiel ihn.

Das Mädchen hatte ihm ihre Hand entzogen und bedeckte ihr Antlitz. Plötzlich fuhr sie auf, umklammerte den Arzt, als ob sie ihn nicht wieder loslassen wollte und sagte innig schluchzend: „Nicht war? Walter wird nicht sterben — Walter ist so gut!“

Der starke Mann hielt mit Mühe die Tränen zurück, die sich ihm in die Augen drängten. „Vertraue mir, mein Lieb, und hoffe du auch, daß er dir erhalten bleibt! Und nun sage mir, wer hat denn in den letzten vierzehn Tagen für euch gesorgt?“

„Ich, Herr Doktor, ich habe mich der armen Würger angenommen,“ sagte plötzlich im Hintergrunde eine Stimme, die einer soeben eingetretenen wohlbeleibten Dame angehörte. „Die Eltern sind im Ringtheater umgekommen und da war es doch meine Pflicht, die armen Dinger nicht unverorgt zu lassen. Das war ein schweres Stück Arbeit. Tag und Nacht weinen Sie und der Bube hat so lange lamentirt, bis er krank geworden ist.“

„Recht, liebe Frau . . .“

„Frau Schmidt ist mein Name.“

„Recht, Frau Schmidt; Sie haben eine schwere Pflicht übernommen. Der Knabe muß sehr gute und sorgsame Verpflegung haben — können Sie ihm die gewären?“

„Je nun, ich habe meine Wirtschaft und so viel ich da loskommen kann —“

„Das genügt nicht. Der Kranke muß stets einen Wärter um sich haben. Seine Verpflegung ist theuer, können Sie dieselbe bestreiten?“

„Ich bin keine reiche Frau, Herr Doktor, und bevor das Vormundschaftsgericht —“

„Gut, Frau Schmidt. Wir dürfen keine Zeit mit Reden verlieren. Der Kranke muß fort von hier, er muß ins Hospital!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als das kleine Mädchen mit einem Aufschrei sich auf das Bett ihres Bruders warf und denselben mit beiden Händen umklammerte.

„Nein, nicht fort von mir, er soll bei mir bleiben!“ rief sie entsetzt, „ich will ihn ja auch pflegen, will den ganzen Tag bei ihm sitzen.“

„Marie,“ lispelte plötzlich der Kranke mit matter Stimme „Marie, wir gehen beide zu den Eltern — wir gehen zu Vater und Mutter — der Vater will den Christbaum anzünden — Marie — Marie — weshalb kommst du nicht?“

„So geht es schon seit gestern,“ sagte die dicke Dame „der Bube phantasiert immer von Vater und Mutter — das ist ein Elend!“

Dr. Volland stand mit abgewandtem Gesicht, auf dem eine helle Röte seine Erregung verriet. Dann traf er schnell seine Anordnungen; er schrieb ein Rezept, gab Geld, um dasselbe anfertigen zu lassen und stellte dem Boten seinen Wagen zur Verfügung. Frau Schmidt versprach alles aufs schnellste besorgen zu lassen und ließ den Arzt mit den beiden Kindern allein.

Eine Flut von Gedanken drängte auf diesen ein — da saß er am heiligen Weihnachtsfeste bei namenlos Unglücklichen, während seine Lieben sich jetzt freudig um den strahlenden Baum schauerten — da lag der kranke Knabe mit dem lieblichen Kindergeßicht und hielt seine zitternde Schwester fest umschlungen. Die kleine Lampe brannte trübe und flackerte nur zuweilen auf und dort — dort an der Wand hing eine alte Uhr, die traurig hin- und hertaftete.

Dr. Volland saß, den schweren Kopf auf die Hand gestützt. Tick-tack, tick-tack, tick-tack. Die Uhr hatte ganz denselben Schlag wie die Schwarzwälder, nur viel trauriger klang ihre Musik. „Da sind zwei arme Kinder,“ sagte sie, „elend und von aller Welt verlassen. O wärest du früher hier gewesen und hättest das Glück gesehen, das in diesen Räumen wohnte. Der Vater war so fleißig und die Mutter so lieb und treu — und ich war ihr ganz besonderer Liebling — ja das kann ich behaupten!“ Träumerisch wie in der Erinnerung verloren tickte die Uhr. Dann fuhr sie fort: „Neulich Abends gingen sie beide aus, nachdem sie ihre Kinder geküßt hatten. Sie blieben sehr lange fort. Schließ-

lich war ich nur noch allein auf, während die Kinder schon schliefen. Es wurde später und immer später, die Sonne ging auf — und da — da brachte man verlorne Massen herein — und das war der Vater und die Mutter! Die armen Kinder! Sie riefen und schrien zu Gott und waren so unglücklich, o so furchtbar unglücklich. Ich kann dir's nicht beschreiben. Dort liegen sie nun — allein, verlassen. Wenn du ihnen nicht hilfst, wenn du den Kranken nicht rettest und dem Mariechen den Bruder nicht wieder gibst — dann ist ihr Lebensglück dahin, dahin für immer. Hörst du, wie der Kranke nach seinen Eltern ruft — und du kannst sie ihm doch nicht wiedergeben — und wenn nun auch noch der Bruder stirbt — nein, er soll nicht sterben, rette ihn, rette die beiden Kinder . . . und werde ihr Vater!“

So sprach die Uhr und der Arzt verstand, was sie sagte. Er trat zum Bette und zog die Kleine zu sich heran. „Mariechen,“ sagte er, „bist du ein braves Kind? Du hast so schöne blaue Augen und solch Engelsgeßicht, nicht war, Marie, du hast auch ein braves Herz? Und dein Bruder ist auch gut und lieb? Schau, deine Eltern sind jetzt bei dem Christkind und sehen auf uns herab! Und das Christkind hat mir gesagt, daß ich von nun an dein Vater und Walters Vater sein soll. Mariechen, willst du mir eine gute Tochter sein?“

Das Mädchen blickte ihn ungläubig an mit den tränengeröteten Augen. „Gelt, der Walter kommt nicht ins Hospital und bleibt bei mir und ich bleib bei dir und der Walter wird gesund?“ Der Arzt nickte und zog das heiße Haupt des Mädchens an seine Brust.

Und wieder saß er in seinem Lehnstuhle und blies gewaltige Wolken aus seiner Pfeife. An der Wand hing eine alte Uhr, sie sah so blank und gepuzt aus und schaute so fröhlich drein, als ob sie sagen wollte, heute ist Feiertag. Sie schlug so kräftig und lustig tick-tack, als ob sie heut ganz besondere Gedanken habe. „Da sitzt er nun,“ sagte sie, „und neben ihm sein hübsches Frauchen, und beide sind so glücklich!“

„Die Uhr hat einen so sonderbaren Schlag,“ meinte die junge Frau. Ihr Mann lächelte: „Die Uhr ist klug: sie hat mir meine besten Gedanken eingegeben!“

„Vater!“ rief es plötzlich und an der Hand der alten Wirtschafterin eilte ein kleines Mädchen herein, „lieber, guter Vater, Walter hat kein Fieber mehr! O wie froh bin ich!“

Die Uhr sagte zu allem nur „tick-tack“ — aber im Stillen dachte sie: wenn ich nicht wäre, dann hätte es mit eurem Glück gute Wege.

Frucht und Saat.

Für die Philister.

Der Klang, der durch die Lüfte bebt,
Kommt von dem Zammervolle, geweiht dem Spotte,
Das ohne Schimpf und ohne Lob gelebt.
Sie sind gemischt mit jener schlechten Rotte
Von Engeln, die für sich nur blieb im Strauß,
Nicht Meuterer, und treu nicht ihrem Gotte.
Die Himmel trieben sie als Mißzier aus,
Und da durch sie der Sünder Stolz entstände,
Nimmt sie nicht ein der tiefen Hölle Graus.

Dante, Göttliche Komödie.

Könnt Ihr doch leichter wol der See verbieten
Dem Monde zu gehorchen, als durch Schwur
Ihr wegschiebt oder durch Vernunft erschüttert
Das Bauwerk ihrer Torheit, dessen Grund
Auf ihrem Glauben ruht und dauern wird
So lang ihr Leib besteht.

Shakespeare.

Flissaken-Leben. (Illustr. S. 232.) Daß materieller Reichtum allein nicht immer glücklich macht, das zeigt uns recht deutlich die Familienszene auf unserem Bilde. Diese armselige Hütte, der primitive Feuerherd — in dem darüber brodelnden Kessel jedensfalls auch nur ein sehr wenig leckerhaftes Mal — dabei das Mutterglück, welches da aus den feurigen Augen hervorstrahlt über den kleinen Bubens, den die Hände nach den für uns trächzenden Tönen der Geige emporhüpfen lassen — ist dies Bild nicht schön? Ist es nicht schöner als die Siesta einer luxuriös gekleideten Gesellschaft, der man den Reichtum — d. h. den des Goldes — an jedem Bändchen, das sie schmückt, ansieht, deren blaßte und mürrische Geßichter aber nichts weniger andeuten als jenen

Für Manchen der modernen Schriftsteller.

Er schmierte, wie man Stiefeln schmirt, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope.
In Versen schrieb er selten zwar, dies konnte wenig stören —
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Sprache hören?
Er sprach wie ihr; euch war das recht; er nahm, um euch zu schonen,
Aus eurem eigenen Kreise sich die sadesten Personen.

Platen, Verhängnisvolle Gabel.

Natur und Kunst.

Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden Formen
Bringt er dürftig und leer ewig nur einen hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrscht; das ewige Eins wandelt hier tausendfach neu.

Schiller.

Hast du nicht gute Gesellschaft geseh'n? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja, was noch niedriger ist.
Gute Gesellschaft hab' ich gesehen; man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Goethe.

Zustand der Menschenseele, der das Fundament allen Glückes ist. Gewiß, one alle materielle Güter kein Menschenglück, aber mögen diese auch noch soviel dazu beitragen — one das Bewußtsein getreuer Pflichterfüllung und der inneren Zufriedenheit mit sich selbst, gibt es kein wirkliches Glück für uns Menschen. Und diese innere Harmonie spiegelt sich so recht wieder in der einfachen, ja sogar einen äußerlich ärmlichen Eindruck machenden Gruppe im Vordergrund unserer Illustration. Die Szene wird dadurch zum Idyll, zum Gedicht, das in dem Herzen des Beschauers wiederklingt, und die Strohütte steigt an Wert über manchem Palast, der im prunkenden Scheine des Goldes glänzt, hinter dessen kunstvollen Türen und seiner reichen Architektur aber das Grauen

wohnt, weil der reiche unglückliche Invasor nicht jenes Kleinod im Herzen birgt, was ihm wie unseren einfachen Bewohnern der Weichselniederung in die Seele gepflanzt wurde, das aber sich nur die letzteren in ihrer Nativität, in ihrer kindlichen Einfachheit bewahrt haben. — Das ungewöhnliche Lebensbild verdankt sein Dasein — wie wir zur Genugung der Anhänger der Frauenemanzipation verraten wollen — einer Danzigerin: Ernestine Friedrichen, die am 29. Juni 1824 in der alten Ostseestadt geboren, ihre künstlerischen Studien in Düsseldorf bei Frau Marie Wiegmann, bei Jordan und Wilhelm Sohn genoss. Reisen machte sie in England, Belgien, Holland, Italien, Holstein, Bayern und Majuren. Mit Vorliebe führt sie in den Bildern Majuren, Polen und Juden vor. Hauptbeschäftigung der Flüssen oder Flissaken ist auf der Weichsel in Röhnen Getreide, Holz u. s. f. nach Danzig zu bringen. Musikalisch sind sie fast wie die Zigeuner, wenigstens führen sie in ihrem Nomadenleben immer die Fidel mit, nach der sie ihre vergnüglichen Tänze ausführen. Mit Anbruch des Herbstes ziehen sie zurück nach der Heimat, um in ihren einfachen Hütten Winterquartier zu nehmen. Die Tracht der gebraunten, hageren Gestalten besteht aus einer weiten, unten mit Schnüren und Stricken zusammengebundenen Hose, einem weiten lang darüber herabfallenden hemdartigen Kleidungsstück, das mit einem Gürtel aus Bast um den Leib befestigt ist. Bei kühlerem Wetter ziehen sie einen ähnlich geformten, grobwoollenen Leberrock über. Sontalenartige, gleichfalls mit Schnüren u. dgl. befestigte Holzschuhe geben die Fußbekleidung und ein Strohhut oder die vieredrige polnische Mütze ihre Kopfbedeckung. Die Frauen tragen ebenfalls meist ein hemdartiges Leinwand, das gleichfalls über der Hüfte mit einem Gurt zusammengehalten wird. Meist gehen sie barfuß, tragen jedoch auch ähnliche Fußbekleidung wie die Männer, wie unser Bild zeigt. Eine Schnur von Glasperlen, oder von Rechenpfennigen behängt, fehlt als Halszschmuck nie. Als Kopftracht tragen sie weiße Tücher, die recht anmutig geflungen werden, oft auch ein Käppchen. Doch werden ja auch Abweichungen vorkommen. Sorglos und vergnügt lebt dieses Völkchen jenseits, jenseits. Diesen Zug hat denn auch unsere Künstlerin in echt künstlerischer Weise zur Darstellung gebracht.

Erste Künstlerleiden. (Abbildung S. 233.) Während die Menschen, welche übertrieben einseitige Elternliebe schon in früher Jugend für Genies hielt, meist mit ihren geistigen Fähigkeiten nicht das Niveau des Durchschnitts überragen, werden die weiblichen Genies nur zu oft in der Jugend verkannt. Wenn sich die Wünsche der gewiß zärtlich besorgten Eltern unseres Goethe erfüllt hätten, so wäre der Dichter von Hermann und Dorothea ein kniffiger und trockener Jurist geworden; Schiller, dessen Phantasie in kühnster Fluge die Ideale der Menschheit erfährt und in greifbarer Gestalt in seinen Meisterwerken niedergelegt, wäre, eingeschnürt in den militärischen Fesseln, zum Schaden der Menschheit verdoonet; Lessing, der kritische Geist, hätte als Geistlicher zeitlichen Psalmen gesungen, und so wäre wohl schließlich jeder genial beanlagte Mensch alles geworden, nur das nicht, worin er mit Leichtigkeit Großes zu leisten vermochte. Irrten wir nicht, so galt auch Raphael als Schüler für unfähig zur Malerei, Hans Makart, heute das größte Genie im Kolovitz, wurde von der Akademie desselben Wien, wo man ihm 1869 auf Staatskosten ein prächtiges Atelier einrichtete, als unfähig entlassen; und so ist auch das Genie unseres hervorragenden Malers Defregger erst „entdeckt“ worden, nachdem dieser bis zu seinem 22. Jahre die Herden seines Vaters gehütet und er sich selbst nach dem Tode desselben als total unfähig zu der bäuerlichen Hantierung erwiesen, für die er doch seit langem bestimmt und möglichst präpariert worden war. Aus alledem geht hervor, daß die Jugendbildner nicht immer den Scharfsinn besitzen, den man doch billig bei ihnen voraussetzen kann und der auch mehr oder weniger notwendig ist für diejenigen, welche den jungen Menschen für den späteren Beruf als Staatsbürger vorzubereiten und demselben die Richtung des späteren Lebensweges vorzeichnen haben. Auf unserem Bilde können wir nun einen Auftritt beobachten, der uns einen solchen Widerspruch zwischen dem sich ähnelnden Genie eines noch jungen Menschenkundes und den pädagogischen Grundfäden eines pedantischen Schulmeisters zeigt. Der hier vor Gericht stehende kleine „Verbrecher“ Karl, der Sohn armer aber wegen ihres Fleißes und sonstiger Tugenden allgemein geachteter Eltern, gilt allgemein als ein „heller Kopf“ und deshalb soll er denn auch „etwas tüchtiges“ werden, um mit seinen erkanteten Talenten nicht der Misere anheimzufallen, von der seine Eltern wie die meisten Bewohner seines kleinen, landstädtischen Heimatortes heimgesucht sind. Er soll daher fleißig rechnen, schreiben und auch sogar in Privatstunden, die ihm das gestrenge Oberhaupt der Schule unentgeltlich erteilt, lateinische Sprachstudien treiben, französisch parlieren und dergleichen. Aber gerade an alledem ihm wolltätig Gespendeten empfindet er wenig Vergnügen. Er schneidet Figuren aus Papier, schnitzt Frazen in die Schulbank und „malt“ daheim mit einem aus

seinem eigenen Kopshaar selbstverfertigten Pinsel allerhand kuriosen Zeug auf Papier und an den Wänden. Seine Eltern, die außer dem neuruppiner Bilderbogen höchstens einmal ein sogenanntes Heiligenbild von sehr zweifelhaftem Kunstwert zu Gesicht bekamen und deren ganze Kenntnis der Malerei damit ihr Ende erreicht hat, schütteln wol manchmal den Kopf zu den primitiven Kunstübungen ihres Sprößlings, sind aber doch schon stolz auf den kleinen Maler. Dagegen ist sein Klassenlehrer über diese „Dummheiten“ immer baß ergrimmt, wenn er den kleinen Schlingel darüber ertappt, wie er anstatt Bibelverse zu erlernen Gelsköpfe auf den Buchrand zeichnet oder anstatt Rechenaufgaben zu lösen aus Brotkrumen Figuren modelliert, die eine frappante Ähnlichkeit mit ihm selbst haben. Sieht er doch in diesem Tun seine Autorität gar arg verletzt. Heute hat der böse Karl nun gar während der Viertelstunde, wo der gestrenge Pädagog sein Frühstück in seiner Familienwohnung eingenommen, eine Figur gezeichnet, deren ganze Erscheinung eine lebende Karrikatur ist. Dafür soll nun am Schluß der Schulstunde der Herr Rektor dem schwer beleidigten Herrn Genugthuung verschaffen, und so wird denn nun vor dem versammelten Schulkollegium Gericht gehalten. Die Anklage ist vom Kläger selbst einfach durch eine stumme Pantomime, die darin besteht, daß dieser den kleinen Sünder mit der einen Hand fest beim Kragen der Jacke faßt und mit der andern auf die erwünschte „Kreidezeichnung“ zeigt, erhoben worden. Seine Mitschüler stehen still zur Seite und blicken teils besorgt auf ihren bei ihnen dermaßen beliebten Kameraden, teils lächeln sie schadensfroh, daß an dem Schulpascha für die vielen pädagogischen Versuche, welche derselbe vermittelst Haiselstöcken auf ihren Rücken u. s. w. angestellt, eine kleine, nach ihrer Meinung wohlverdiente Rache geübt wurde. — Wie wird der Urteilspruch lauten? — Ich glaube nicht besonders streng, denn die wohlwollenden Mienen des Rektors belehren uns deutlich genug, daß er mit Recht das Lachen zurückhalten muß. Und wenn er nun noch das Gesicht und die Haltung seines pedantischen Kollegen betrachtet und dessen sprechende Uebereinstimmung mit dem Konterfei auf der schwarzen Tafel wargenommen haben wird, so endet nach diesem Vergleich wol sicher die ganze peinliche Situation mit einer ermahnenden Strafpredigt und mit einer Strafarbeit, welche der junge Künstler aber nachmittags — in der Privatstunde beim Rektor zu vollbringen haben wird.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Der vierte internationale Kongress für Gesundheitslehre soll vom 4. bis 9. September dieses Jahres in Genf abgehalten werden. Präsident des genfer Organisationskomitees ist Dr. Lombard, Sekretär Dr. Demant. Der erste derartige Kongress fand in Brüssel, der zweite in Paris und der dritte in Turin statt. An dem diesjährigen wird eine demographische Sektion teilnehmen, und eine vom 1. bis 30. September dauernde Ausstellung von auf Gesundheitslehre und Demographie bezüglichen Schriften, Werken, Plänen, Zeichnungen u. c. aus allen Ländern wird sich ihm anschließen.

Daß Krankheiten durch die Milch hervorgerufen werden können, ist unsern Lesern bekannt. Die meisten werden aber doch wol überrascht sein, daß allein in England, dem Lande der umfassendsten Beobachtungen einschlägiger Art, nach Mitteilungen in der „Gesundheit“ schon 71 durch die Milch hervorgerufene Krankheitsepidemien wissenschaftlich zuverlässig nachgewiesen worden sind. Unter diesen 71 Epidemien befanden sich 50 Typhus-, 14 Scharlach- und 7 Diphtheritis-epidemien. Das Typhusgift gelangt meist durch Sondernung aus Typhusekrementen in Brunnenwasser, welches angeblich zur „Spülung“ der Milchkannen, wahrscheinlich aber zur Verdünnung der Milch verwendet wurde. Das Scharlachgift wurde oft durch Personen in die Milch gebracht, die gleichzeitig in der Milchwirtschaft und bei der Pflege Scharlachkranker tätig waren. Der Weg, auf welchem das Diphtheritiskontagium in die Milch kam, konnte jedoch nicht nachgewiesen werden, obgleich kein Zweifel bestehen blieb, daß die Milch in der Tat der Krankheitsverbreiter war. Außer diesen drei Krankheiten finden sicherlich noch andere durch die Milch Verbreitung, so ist das z. B. bei der Maul- und Klauenpeuche der Kinder, bei der so ungeheuer verbreiteten Perlsucht, welche bei den Menschen in Tuberkulose übergeht und andern mehr der Fall. Meistens erkrankten Individuen, welche viel und hauptsächlich eingelochte Milch zu sich genommen hatten, vorzüglich kleine Kinder, die sonst vom Typhus wenig zu fürchten haben, und Dienstboten. Die von den betreffenden Epidemien heimgeführten Familien gehörten größtenteils den vermöglicheren Gesellschaftskreisen an, weil in diesen mehr Milch und diese öfter unvermischt konsumiert wird, als bei dem ärmeren Volke. Die Krankheiten hielten genau den Weg, welche die gesundheitsgefährliche verunreinigte Milch durch die Straßen und Häuser gemacht hatte.

Xz.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft. Von Dr. A. Israel. (Schluß.) — Ueber den Einfluß geistiger Getränke, besonders des Brantweins auf den menschlichen Organismus. Nach Johnston von Dr. Mh. — Das Reichsgesundheitsamt und die Wissenschaft der Zukunft. Von Bruno Geiser. — Die Katastrophe im wiener Ringtheater und ihre Folgen. Von Friedrich Nauert. — Die Wanduhr. Eine wiener Weihnachtsgeschichte von K. von Baden. — Flissaken-Leben. (Mit Illustration.) — Erste Künstlerleiden. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Der vierte internationale Kongress für Gesundheitslehre. Krankheiten, durch Milch hervorgerufen.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.